Leben
Friedrichs II
Königs von Preussen
für
deutsche Jünglinge

bearbeitet

von

Johann Georg Friedrich Papst,
Prof. auf der Friedrich-Alexanders-
Universität zu Erlangen.

Zweiter Hälfte zweite Abtheilung.

Mit Kupfern.

Nürnberg,
in der Felßeckerischen Buchhandlung.
1789.

Friedensgeschäfte vor der Eröffnung des Feldzugs im Jahr 1760, samt dem dißiährigen Feldzuge selbst.

Noch ehe den König die häufigen Unglücksfälle getroffen hatten, die dich, mein Sohn! bei unsrer lezten Unterhaltung von seinem Leben, so besorgt um seine künftige Aufrechthaltung machten, war schon in ihm das Verlangen nach den Frieden sehr rege gewesen. Er glaubte auch, daß durch den im Jahr 1759 erfolgten Tod des Königs von Spanien, welcher keine Leibeserben hinterlies, Oestreich sich in der Lombardei, mit der Erlangung der Herzogthümer Parma und Piacenza, beschäftigen würde. Allein Schlesien war wichtiger als Parma und Piacenza; für ienes glaubte diese Macht nunmehr schon zu viel gewonnen zu haben, als daß sie die alte wahrscheinlichere Hoffnung von

Wiedereroberung, gegen diese neuen entferntern Aussichten, hätte aufgeben sollen. Der König suchte sich also nach dieser Wahrnehmung wirksamer Mittel zu bedienen, um die Mächte, welche den großen Bund ausmachten, unter einander selbst zu entzweien. Konte nur Frankreich oder Rußland vom Wiener Hofe abgezogen werden, so hatte Friedrich schon halbgewonnenes Spiel. In dieser Absicht lies er, im Einverständniß mit England, zu Haag allen Ministern der Kriegführenden Mächte erklären, daß er mit seinem Bundsgenossen, der englischen Nation, iedes vorgeschlagene Mittel zum allgemeinen Frieden mit Freuden annehmen würde. So sehr nun besonders Frankreich, wegen seines großen Geldmangels und wegen des Unglücks seiner Waffen sowohl in Europa, als auch in Ost- und Westindien, Ursach hatte, den Frieden mit England zu suchen; so entfernt von einander waren doch die Britten und Franzosen in Ansehung der Puncte, die bei einem Frieden nothwendig musten zum Grunde gelegt werden. Die Unterhandlungen zwischen diesen beiden Nationen, die der König so thätig einander zu nähern gestrebt hatte, zerschlugen sich also über der billigen Foderung der Engländer: Frankreich müsse die gänz-

liche

liche Erhaltung des Königs von Preußen zum Grundartikel der vorläufigen Verabredung annehmen; worauf aber dieser Hof erwiederte, daß er das Interesse Preußens mit dem Interesse Grosbritanniens nicht vermischen könne und daß der Krieg in andern Welttheilen zwischen ihnen beiden gar keine Verbindung mit dem preußisch-östreichischen Kriege in Europa habe. Eben so fruchtlos liefen die Versuche ab, die Friedrich, einer Trennung wegen, in Rußland hatte machen lassen. Denn hier wie in Paris wusten Oestreichs Abgesandte alle diejenigen gegen den König zu stimmen, die den Geist der Staatsgeschäfte leiteten. Ueberdiß gefiel der Kaiserin Elisabeth, bei ihrem Unwillen, den sie noch immer gegen Friedrich nährte, auch der Besitz vom eroberten Königreich Preußen zu wohl, als daß sie ihn so leicht hätte wieder aufgeben sollen. Nichts destoweniger waren die Erwartungen vom Frieden ziemlich allgemein; nur Friedrich, der ihn am eifrigsten suchte, glaubte am Schluß dieses Jahres wenig oder gar nicht an seine wirkliche Erscheinung. Die Unterhandlungen glichen einem angezündeten Feuer, das bisweilen zu verlöschen schien, bisweilen wieder in neue Flammen ausbrach. Niemand suchte

den König stärker davon zu überreden als d'Argens und Voltaire. Fast in iedem ihrer damals geschriebenen Briefe deklamirten sie über den Saz: daß Frankreich, nothgedrungen durch den Geldmangel, Friede machen müsse. „Denn, schreibt der erste, wenn nun die Franzosen ihre alten Löffel vollends werden geschmolzen haben, um in der Münze Geld daraus prägen zu lassen, sollen sie etwann alsdann den Krieg mit ihren Töpfen und Kastrolen anfangen, und den Russen und Schweden ihre Subsidien mit Kupfermünze bezahlen?„ Allein in den Antworten des Königs hies es immer: freilich ist Geldmangel bei den Franzosen; *freilich* haben sie in Europa und in beiden Indien viel verlohren, aber deßwegen können wir doch nicht auf den Frieden rechnen; Frankreich ist zu sehr an Oestreich gekettet; wünschen können wir, und dabei wirds auch sein Bewenden haben müssen. Im Tone des gereizten Unwillens, wie er nur bei einem verfehlten Endzweck auszubrechen pflegt, drückte er sich gegen Voltaire aus: „Die Friedensbedingungen, von denen Sie reden, find' ich so unsinnig, daß ich sie ins Tollhaus schicken will; denn dort kan man gerade recht darauf antworten. Ihre Ministers können

sich

sich darauf verlassen, daß ich mich wie ein Verzweifelter vertheidigen und den Frieden nicht anders unterzeichnen werde, als auf Bedingungen, die sich mit der Ehre meiner Nation vertragen. Was für eine Logik! Sie sagen, ich solle Kleve abtreten, weil es von Dummköpfen bewohnt ist! Was würden ihre Minister sagen, wenn iemand Champagne von ihnen foderte, weil man zu sagen pflegt: neun und neunzig Schöpse und ein Champagner machen hundert Stück Vieh? Ach! weg mit allen den lächerlichen Projecten!„ Mittlerweile hatte Stanislaus Lescinsky, dem das Schicksal die polnische Krone zweimal gegeben, und, um ihn glücklicher zu machen, auch zweimal wieder genommen hatte, seine Residenzstadt Nancy zum Versammlungsort des Friedenscongresses angeboten. Allein Friedrich antwortete ihm mit Bedauern, daß die Höfe von Wien und Petersburg die Vorschläge verworfen hätten, die er und der König von England gethan habe und daß also iene allein Schuld an dem Blute seyn würden, das noch vergossen werden müste.

Alle angewandte Bemühungen in den Kabinettern um den Frieden herzustellen, hatten iedoch keinen Einfluß auf die Armeen, die selbst

während des Winters da und dort allerlei feindliche Unternehmungen gegen einander versuchten. Der König lebte indeßen seit dem 12 Jenner im Hauptquartier zu Freiberg als Krieger und Philosoph. Fern von allem Glanz, ward er auch äußerlich jedem andern Befehlshaber ähnlich und seine Ergözungen bestunden in Musik, in Briefwechsel mit seinen Freunden, im Umgang mit einigen Gelehrten und Büchern und selbst in etwas Schriftstellerei. Von der leztern zeugen besonders seine Bemerkungen über Karl XII, seine poetischen Episteln, deren viele in diesem Zeitpuncte entstanden sind, und andere ähnliche Arbeiten. Wie hat es doch, mein Sohn! auch bei diesem Monarchen so buchstäblich eingetroffen, daß Künste und Wißenschaften unter die vorzüglichsten Tröstungen in Gefahren gehören. Denn Friedrich gestund damals zu wiederholten malen seinem d'Argens schriftlich: „Schwierigkeiten, Verlegenheiten und Gefahren umringen mich auf allen Seiten; bei der bisherigen Treulosigkeit des Glücks, darf ich mich auf dieses nicht verlaßen; nicht auf meine Kräfte; es bleibt mir also blos der Zufall übrig und meine Hofnung gründet sich allein auf die Zusammenkettung der Mittelursachen. Trift mich noch ein

Unglück, so ists der Gnadenstoß. Leben Sie wohl! und quälen Sie sich nicht mit unnüzen Sorgen. Sie sind nicht König, haben keinen Staat zu vertheidigen, dürfen keine Unterhandlungen besorgen, auf keine Hülfsmittel bedacht seyn, und sind für keine Vorfälle verantwortlich. Laßen Sie mir, lieber Markis! diese Bürde alleine. — Ich weiß weder das Ende meiner Abentheuer, noch wann ich Sie wiedersehen werde; aber zuverläßig weiß ich, daß ich Sie stets lieben werde. Um mich von soviel finstern Bildern abzuziehen, die endlich selbst den Demokrit melancholisch und hypochondrisch machen würden, studire ich, oder mache schlechte Verse. So lange diese Beschäftigung dauert, bin ich glücklich; sie verbreitet Täuschung über meine gegenwärtige Lage, und verschaft mir, was die Aerzte lucida intervalla nennen." Fast alle damalige an Freunde gerichtete Briefe des Königs sind in einem klagenden melancholischen Tone geschrieben; einige, besonders an Voltaire, im bittersten Unwillen. Aber der Ausbrüche seiner Laune und seines Unmuths ohngeachtet, machen doch viele Stellen derselben dem Verstand und Herzen des Königs gleichviel Ehre. Wer kan ohne Rührung die Lection lesen, welche

er damals dem Voltaire gab, als dieser fortfuhr die Asche des Philosophen Maupertuis mit Hohn und Verläumdung zu entweihen. „Was macht Sie, schrieb er an den Dichter, was macht Sie noch immer gegen Maupertuis so wüthend? — Er war ein edler, treuer Mann und müße stets ihr Muster seyn! Sie stiegen wohl in die Unterwelt, um noch dort einen Mann zu verfolgen, dem Ihre heftige Erbitterung in diesem Leben keine Ruhe lies. Geben Sie diesen Haß auf, der Sie entehrt und Ihren Ruhm entstellt. Der beste Kopf in Frankreich sey auch der edelmüthigste Mann. Ich spreche im Namen der Tugend und der Pflicht mit Ihnen; seyn Sie nicht unempfindlich gegen diesen Zuruf. Ueben Sie die edlen Gesinnungen aus, die Sie in Ihren Versen mit so vieler Eleganz und Stärke sagen. Glauben Sie mir, Ein Beispiel von wirklichem Edelmuth wirkt mehr, als alle die schönen Lehren, mit denen die Tragödie prunkt. Der Gott der Philosophen flöse Ihnen mildere Gesinnungen ein und der Gott der Gesundheit erhalte Sie zum Schmuck der Wissenschaften.„ — So schrieb Friedrich in dem Jahr 1759 aus dem Lager bei Wilsdruf und im Jahr 1760 aus Freiberg. — Noch am Schluß des

vorigen

vorigen hatte ihm d'Argens, der seine Briefe immer mit Neuigkeiten anzufüllen bemüht war, gemeldet, daß in Berlin ein Prophet erschienen sey, gegen den alle bisherige nur kleine Lichter wären. Anderthalb Jahre sey er zwar nur für einen Narren paßirt; da aber der Erfolg mehrere seiner Weissagungen gerechtfertiget habe, so sey er dadurch der Gegenstand der Unterhaltung in der ganzen Stadt geworden. Nach dem Bericht d'Argens hatte der Seher nicht nur im Jahr 1758 all' das Unglück vorhergesagt, welches den König im Jahr 1759 treffen würde; sondern auch noch in diesem beigefügt, daß der König in Kurzem über alle seine Feinde erhaben seyn, und biß zum Ende des Kriegs stets Glück haben würde. So günstig nun auch der neue Prophet sich für Friedrich erklärt hatte; so urtheilte doch sein gesezter Geist so von dem schwärmerischen Betrüger und seinem Anhang, wie sie es beide verdienten. „Das Unglück, antwortete er seinem Freunde, macht furchtsam, und die Furcht abergläubisch. Daher wundert es mich nicht, daß Leute, welche die Zukunft mit Unverschämtheit verkündigen, leichtglaubige Menschen finden. Ein Narr findet immer einen größern Narren, der ihn be-

wundert." In einer seiner schönsten Episteln sagt er über den nemlichen Gegenstand und auch demselben Freunde im Anfang des Jahrs 1760 mit philosophischer Freimüthigkeit, daß nur in finstern Zeiten das Volk mit Furcht und Stumpfsinn Orakel und Propheten mit Fragen bestürmt habe. „In unsern aufgeklärten Zeiten, heist es daselbst, macht es der Pöbel, da wo Du d'Argens wohnst, völlig eben so. Empiriker, Astrologi, Propheten, Seher, Charlatans und andere Schicksals-Schmiede mehr — sie lesen in den Sternen, und im *Kometenlauf* den ewigen Urtheilsspruch im Buche des Geschicks, und präsentiren ihre Gauckelei dem *flachen* Hirn der Frauen Von —; dem Schwachkopf, der schon Brillen trägt; dem Dümmling aus der Klause her; Fanatikern aus purem Fleisch und Blut. — Wer die Natur, so wie Du selber, kennt, der Schüler Locke's, Bayle's, Epikur's, sieht voller Mitleid nur die dunkle Schwärmerei der Visionen an, die ein schon krank gebohrnes Hirn erzeugt. — Nein! nein! mein weiser Freund! und beut denn auch des Lebens Bahn uns andres Unglück dar — wir suchen in der Tugend nur ein Obdach vor dem schmerzenvollen Pfeil des zürnenden Geschicks. Vernunft

nunft begegne dem empörten Sinn: bei harter langer Noth besiegt die Festigkeit, die unbeweglich stebt, das Schicksal und das Ungemach! Ein Mann voll Muth, wirft von der Weisheit hohen Siz auf Tod und Leben einen gleichen Blick.„

Ein Held von solchen Grundsäzen ist hinlänglich gegen die Verzweiflung gesichert, so verzweiflungsvoll seine Lage auch immer seyn mag; gewinnt er nur etwas Zeit, so ist er selten um Mittel verlegen, durch die er sich den drohendsten Gefahren entschwingen kan. Diß war der Fall bei Friedrich, der zwar im voriährigen Feldzuge einen erschütternden Schlag nach dem andern bekommen hatte, sich aber im Winter dennoch wieder ansehnlich verstärkte. Sachsen, dessen Hauptstadt die Feinde innen hatten, und das, allem Anschein nach bald ganz in ihre Hände kommen konte, wurde nun weniger als iemals geschont. Nicht nur die Noth drang den König, sondern es rieth ihm auch die Klugheit, diese mitleidswürdige Provinz in allem zu erschöpfen, was seinen Feinden zum Unterhalt und ihm selbst zum Verderben möchte gereichen können. Sachsen wurde daher von ihm gezwungen 10,000 Rekruten zu stellen, zwo Millionen Thaler

ler Brandschazungsgelder zu zahlen, einige hunderttausend Scheffel Getreide, viele tausend Pferde und eine Menge anders Schlachtvieh zu liefern. Um die Landeseinkünfte zu erhöhen, wurden die schönsten Waldungen des Landes abgeschlagen, das Holz an Unternehmer verkauft, und die Beamten, welche auf Pacht sassen, musten ihre Pachtgelder auf ein Jahr vorausbezahlen. Leipzig ins besondere, dem 8 Tonnen Goldes abgedrungen wurden, muste sich auf eine Art behandeln lassen, die nur durch die Pflicht der nothwendigen Selbsterhaltung kan gerechtfertigt werden. Eine andere Quelle, woraus die Kriegskosten geschöpft wurden, bestund in der Umprägung und Verringerung des Geldes, die nun so weit getrieben war, daß 8 Thaler kaum den Werth von einem Dukaten ausmachten. Auch dißmal thaten die oben erwähnten englischen Hülfsgelder hiebei die treflichsten Dienste. Auf diese Weise kont' es dem Könige nicht leicht am Gelde fehlen; allein weit schwerer war es auch, dem Mangel an Menschen gänzlich abzuhelfen. Denn die sächsischen Rekruten waren noch nicht hinlänglich um den großen Abgang zu ersezen, den seine Armee im vorigen Jahre erlitten hatte und doch waren Preußen und andere Provin-

zen

zen des Königs, in feindlichen Händen, daß er also keine Mannschaft aus ihnen ziehen konte. Ueberdiß erschwerten die Feinde des Königs das Auswechselungsgeschäfte der Gefangenen, welche am Ende gar nicht mehr gewechselt wurden. Jene beherrschten 80 Millionen Menschen und waren also leicht im Stande dadurch einen König zu schwächen, der in allem nicht 7 Millionen Unterthanen hatte. Friedrich muste also zu geheimen und öffentlichen Werbungen seine Zuflucht nehmen; da es ihm nicht am Gelde und, auch selbst in den Staaten seiner Gegner, nicht an enthusiastischen Bewunderern fehlte, so fand er denn immer willige Diener, die sich des Werbungs-Geschäfts besonders im Reiche weit umher, mit dem glücklichsten Erfolg unterzogen. Seine thätigen Emissarien gaben nicht nur baares Geld, sondern auch häufig dem, der Lesen, Schreiben und Rechnen konte, ein Patent zu einer Officiersstelle, die er, nach Belieben, bei der Infanterie oder Cavallerie antreten konte. Die Versprechungen klangen zu süße, als daß nicht eine Menge lüstiger Studenten, Kaufmannsdiener, Schreiber und andere Leute dieser Art, die ihres bisherigen Berufs müde und nur für abentheuerliche Aussichten empfänglich

waren,

waren, sich dadurch hätten sollen täuschen las-
sen. Wie beflügelt eilten sie mit ihren Paten-
ten nach Magdeburg, und zu andern preußischen
Regimentern, wo auch ieder seine Stelle er-
hielt, bei der er zu Raison gebracht werden
konte. Da man in Preußen besser als irgend-
wo wuste, daß liederliche Studenten und Hand-
lungsdiener besser zu Musquetiers als zu Offi-
ciers taugen, so kamen ganz natürlich die mei-
sten in die Kamradschaft der erstern. Dieser
Anzahl der Geworbenen fügte man noch da-
durch eine nicht minder beträchtliche bei, daß
man die feindlichen Gefangenen bald überredete,
bald mit etwas scheinbarer Härte zwang, Dien-
ste unter den Preußen zu nehmen. Mit dem
Frühiahr befand sich also Friedrichs Heer wie-
der ziemlich complet; allein er schreibt selbst:
„der verfallene Zustand, worin sich die Truppen
befanden, nöthigte mich sich ihrer mit vieler
Vorsicht zu bedienen. Die ergänzten Regimen-
ter bestunden nur aus Soldaten zur Schau.
Denn was ist mit einem Haufen Leuten anzu-
fangen, der halb aus sächsischen Bauern, halb
aus feindlichen Ueberläufern besteht, und von
Officieren angeführt wird, die man nur aus
Mangel besserer, in Dienst genommen hat?

Und noch dazu fehlte es den Infanterie-Regimentern so sehr daran, daß sie stat 52 Officieren, welches die im Reglement vorgeschriebene Anzahl ist, kaum noch 12 übrig hatten. Seit dem Anfang des Kriegs hatte der König nur allein 40 Generale durch Gefangenschaft, Wunden und Tod verlohren. Und doch war er genöthigt, mit 80,000 Mann, woraus seine ganze Macht im Anfang des Feldzugs bestund, gegen 220,000 Russen, Oestreicher, Reichsländer und Schweden auf den Kampfplatz zu treten; ohne dabei die französische Armee in Anschlag zu bringen. Durch diese Uebermacht hofften Friedrichs Feinde, ihn entweder zu zwingen, daß er seine Armee theilen müste, oder wenn er solche beisammen behalten würde, daß er entweder Sachsen oder Schlesien ungedeckt lassen und folglich ihnen Preiß geben müsse. Diß war der Plan der Mächte vom großen Bunde; es ist Zeit, dir nun mit dem anbrechenden Frühling die Ausführung desselben näher vor Augen zu legen. — Der König blieb bei der Armee in Sachsen; den Prinzen Heinrich stellte er den Russen entgegen; Fouquet vertrauete er die Beschüzung der Pässe bei Landshut; und der Prinz von Wirtemberg erhielt den Auftrag, die

Schwe-

Schweden im Zaum zu halten. Auf der feindlichen Seite stund Laudon mit 40,000 Mann in Schlesien, die durch die Bewegungen der Russen unterstüzt werden sollten; Daun versammelte die Hauptarmee in Sachsen, und wolte dann nach Schlesien eilen, um die Eroberung dieser Provinz zu vollenden, indeß der Herzog von Zweibrücken mit den Kreistruppen Sachsen von den Preußen gar säubern solte. Bei diesem Drängen der Feinde von allen Seiten, muste Friedrich sorgen, den Muth der Seinigen mit neuen Trostgründen aufzurichten; er nahm daher zu allerlei erlaubten Volkstäuschungen seine Zuflucht; bald lies er aussprengen, daß dieser und ienen feindlichen Macht nächstens eine Diversion gemacht werden würde, und bald erheiterten die vortheilhaftesten Prophezeihungen sein Publikum, dergleichen er noch kurz vorher in der Stille seinem Freunde nachdrücklich verwiesen hatte. Solche Ermunterungen waren um so nöthiger, da mit dem Anfang des dißiährigen Feldzugs, das Glück aufs neue dem König seine Tücke bewies. Fouquet, dem Friedrich mit Recht sein ganzes Vertrauen schenkte, und unter dem die Generale Golz, Schenkendorf, Schmettau besondere Korps commandirten, kam

seit

seit dem Anfang des Mai, durch die Bewegungen Laudons in die mißlichste Lage. Er sahe, wie nothwendig es sey, den Posten bei Landshut zu behaupten; und dennoch hatte ihm der König auch die Sicherstellung der Vestungen Breslau, Schweidniz, Glogau und Neiße auf das nachdrücklichste empfohlen. Sich mit allen diesen Gegenständen zugleich zu befaßen, erlaubte dem Fouquet die geringe Anzahl seiner Truppen nicht. Er sah sich also genöthigt, den General Schenkendorf mit seinen Bataillons aus dem Posten von Landshut an sich zu ziehen und die Absichten Laudons auf Breslau zu vereiteln. Diß gelang; allein nun besezten Oestreicher sogleich den erledigten Posten bei Landshut und machten die Eroberung von Glaz zu ihrer Hauptabsicht. Der König gab also seinem General Ordre, ienen Posten wieder einzunehmen, es koste was es wolle. Diß bewerkstelligte dieser mit wenig Aufwand am 17 Junii und lagerte sich dann auf den Bergen daselbst. Allein um diß Terrän gehörig zu besezen, hätte er noch dreimal so viel Truppen nöthig gehabt. Diese Stellung entging seinem Feinde nicht. Laudon, der seine ganze Macht zusammen gezogen hatte, lies 12,000 Mann vor Glaz, welches

von ihm eingeschloßen war, stehen, und griff mit 28000 Mann 8000 Preußen in der Nacht vom 22 biß 23 Jun. von allen Seiten zugleich an. Als der östreichische Held einige Schanzen erstiegen hatte, lies er den General Fouquet auffodern, sich mit seinem Korps zu Kriegsgefangenen zu ergeben. Allein Fouquet war nicht geneigt sich den Vorfall bei Maxen zum Muster zu nehmen, er beantwortete die Auffoderung seines übermächtigen Feindes mit dem Donner der Kanonen und wehrete sich wie ein Verzweifelter von einer Anhöhe zur andern. Als er aber bereits viel Leute verlohren hatte und auch sah, daß ihm die östreichische Reuterei den Rückweg abzuschneiden herbei eile; so verlies er seine Berge, stellte sein Fußvolk in ein Viereck und suchte sich mit diesem einen Ausweg zu erkämpfen. Schon hatten seine braven Soldaten fast all ihr Pulver verschossen, als die östreichische Reuterei sie angriff, und doch auch zu verschiedenen malen zurückgeschlagen wurde. Da aber immer frische Truppen die geschlagenen ablöseten, so drangen sie endlich ins Viereck ein und der Freund des Königs, der tapfere Fouquet, der sich von früh um 2 Uhr biß 10 Uhr vertheidigt und zwo gefährliche Wunden empfangen

hatte, wurde mit 5000 Mann seiner treuen Gefährten zu Kriegsgefangenen gemacht. Eine Wunde am Kopf hatte Fouquet zu Boden gestreckt und ein östreichischer Reuter war schon im Begriff ihm den lezten Hieb beizubringen, als ein gemeiner Reitknecht sich auf seinen Herrn warf, und mit seinem Leibe die Wunde auffing, die ienen töden sollte. Da sie bei diesem nicht tödlich ausfiel, so hatte Fouquet in der Folge Gelegenheit, seinem treuen Knecht durch reichlich ertheilten Unterhalt, lebenslang zu lohnen. Die Preußen hatten auch dißmal ihr Leben und Freiheit nicht wohlfeilen Kaufs gegeben. Die Oestreicher verlohren 3000 Tode und Verwundete und von den Preußen blieben 1800 auf dem Wahlplaz; die Husaren von Gersdorf und die Dragoner von Platen hatten sich nicht nur selbst mit dem Säbel durch die Oestreicher gehauen, sondern auch noch 1500 Mann Fußvolk gerettet. Traurig war das Schicksal der Stadt Landshut nach diesem Siege. Ihre schreckliche Plünderung durch die Oestreicher war die unmittelbare Folge desselben; eine Plünderung, die Friedrich den feindlichen Generalen nie verzeihen zu können schien. Eine andere wichtige Folge ienes Sieges war die Eroberung von Glaz,

nach Magdeburg die wichtigste Vestung in den preußischen Staaten. Sie hatte eine sehr schwache Besazung und in einem Herrn von O, einem Italiener, auch nicht den stärksten Commendanten. Kaum hatte General Draskowiz solche von 16 Batterien am 26 Jul. zu beschiesen angefangen; so verliesen schon die Belagerten eine Flesche. Die Croaten, durch diese kleinen aber schnellen Vortheile ermuntert, wagten nun den Sturm; die Besazung, gröstentheils Ausländer, erregte Aufruhr, warf das Gewehr von sich und ging über. Innerhalb 4 Stunden war also diese wichtige Vestung und alle ihre Magazine, ohne die geringste Capitulation, in des Feindes Händen. Es erweckt kein gutes Vorurtheil für den Commendanten, daß er nachmals aus der Gefangenschaft nie wieder in preußische Dienste zurückkehrte. Friedrich war noch in Sachsen, als er kurz nachher die Nachricht von diesen Unglücksfällen erhielt. Mit der ihm eigenen Geistesgröse sagte er zu den umstehenden Generalen: „Fouquet, M. H. ist gefangen, aber seine Gefangennehmung macht ihm und uns Ehre; er hat sich wie ein Held gewehrt.„ Daß Friedrich nie Ursache gefunden habe, dieses Geständniß zurückzunehmen, beweist

die

die Behauptung in seiner Geschichte des 7iährigen Kriegs „daß dieser Unfall dem seit so langer Zeit und so vest gegründetem Ruhme dieses tapfern Offiziers nicht zum Nachtheil gereichen könne; vielmehr erhöhe er deßen Glanz, und gebe ein einleuchtendes Beispiel von dem, was Tapferkeit und Entschloßenheit gegen einen noch so überlegenen Feind vermögen. Diese trefliche That könne nur mit der Unternehmung des Leonidas und der Griechen verglichen werden, welche den Paß bei Thermopylá vertheidigten und fast das nehmliche Schicksal gehabt hatten.„ Das Unglück Friedrichs und seines Generals wurde noch dadurch vergrößert, daß dieser, so lange der Krieg dauerte, in der Gefangenschaft bleiben muste, weil der Wiener Hof seine Auslieferung verweigerte. Nach der Uebergabe von Glaz verlohr er nicht nur sein ganzes Vermögen, sondern es wurde auch seine Bibliothek und alle iene Pretiosien, womit ihm sein König von Zeit zu Zeit, zum Beweiß seiner Gnade beschenkt hatte, nach Brünn gebracht. Er selbst muste, da er sich der Sache der gefangenen Offiziere in Oestreich mit eben so viel Klugheit als Eifer annahm, noch im September biß nach Carlsstadt in Croatien wandern, wohin ihn der

Hofkriegsrath aus einer Art von Rache verbannt haben soll. Nach dem Frieden lies ihn die gütige Maria Theresia durch einen ihm entgegen geschickten Major ersuchen, zu ihr nach Wien zu kommen, wo er sowohl eine ehrenvolle Aufnahme als auch seine Meublen und Kostbarkeiten wieder finden würde. Der preussische General schlug aber diß gnädige Anerbieten mit einer Art aus, durch die er weder die Kaiserin noch seinen König beleidigen konte: „es ist mir unmöglich, sagte er dem Offizier, die Hand zu küßen, die mich so hart gestraft hat. Mein Vermögen, da es schon in ihren Händen ist, hat für mich keinen Reiz mehr. Nur mein König, der es mir gab, kan mir es erstatten.„ Und so reiste er wirklich Wien vorbei und fand in den Armen seines Königs die vollkommenste Schadloshaltung für alles, was er gelitten und verlohren hatte. Da sich nachmals dieser General, nach 66 iährigen mühseeligen Diensten, die Gnade vom König erbat, sein Leben fern vom Geräusch der Welt in Brandenburg beschliesen zu dürfen, so überhäufte er ihn mit allem, was seinen dasigen Aufenthalt angenehm machen und seine körperlichen Leiden vermindern konte. Friedrich besuchte oft „seinen alten treuen Freund„

und

und machte auch wohl selbst bei ihm den Arzt. Von iedem Obst, das im Garten zu Sanssouci zeitigte, muste ihm das erste mitgetheilt werden; bei ieder guten Flasche Wein, dacht er an ihn. Welche Beweise der zärtlichsten Gesinnungen des Monarchen gegen ihn sind nicht folgende an ihn gerichtete Briefe: „Glücklicher Weise, mein lieber Freund! hab ich noch eine Flasche mekkanischen Balsam, die mir Effendi gab. Ich übersende sie Ihnen mit dem innigsten Vergnügen und mit tausend Wünschen, daß der Gebrauch dieses Balsams Ihnen recht heilsam werden möge.„ In einem andern Briefe: „ich sehe wohl, Sie brauchen Stärkung; vor einigen Tagen kosteten wir alten ungarischen Wein von meinem Grosvater, und man fand ihn gut. Ich sezte die Bouteille weg, und schickte sie ihnen. Es ist die lezte. Möchte sie ihnen doch recht wohl bekommen!„ Wenige Generale, die ihre körperliche Schwäche schon vor ihrem Tode dem Dienst der Welt entzogen hat, werden im Tode von ihrem Fürsten so betrauert werden, als Fouquet von Friedrich, der diesen verdienten, diesen gelehrten und geschmackvollen Busenfreund im Jahr 1773 verlohr, betrauert worden ist. Doch es ist Zeit, daß wir nun zu wichtigen Auftrit-

ten nach Sachsen zurückkehren, die indeßen begannen.

Der König, dessen Truppen daselbst den Mai hindurch einer erwünschten Erholung genoßen hatten, sezte sie mit dem Junius in lebhaftere Bewegung, um die Oestreicher zu einer Schlacht zu bringen und um Schlesien samt Fouquet zu retten. Der Marsch dahin war aber kaum angetreten, so lief die höchst traurige Nachricht von einem unglücklichen Vorfall mit Fouquet ein, der die Angelegenheiten Schlesiens in die verzweiflungsvolleste Lage versezte, und alle bisherige Maasregeln des Königs zerrüttete. Noch vor diesem Unglück klagte Friedrich gegen seinen d'Argens: „Kein Unternehmen will mir mehr gelingen; ich befinde mich in der abscheulichsten Lage, in der sich ein Fürst befinden kan; ich sehe mich unvermerkt absterben, wie ein Wassersüchtiger, der von Augenblick zu Augenblick erwartet, daß der Tod ihm das Herz bricht.„ Und noch wehmüthiger schrieb er ihm noch in diesem Unglück selbst: „Der lezte Theil meiner Laufbahn ist hart, traurig und unglücklich. Ach, wie weise und duldsam macht die Schule der Widerwärtigkeit! Aber die Prüfung ist fürchterlich! Seit zwei Jahren hab' ich nichts als

Lei-

Leiden und noch seh' ich kein Ende derselben. Haben Sie einige Nachsicht für meine Traurigkeit, sie ist gerecht. Ich wünsche Ihnen ein bessers Glück, lieber Markis, mehr Ruhe und weniger Sorgen. Gott befohlen!„ Wollt' er nun Sachsen verlassen, so must' er suchen, auch den Feldmarschall Daun, der sich zu keiner freien Feldschlacht reizen lies, zugleich mit hinaus zu bringen. Es gelang; denn dieser lies die Kreistruppen bei dem Windberge stehen und eilte nun über Bischofswerder dem Könige, der sich schon mit dem Anfang des Julius in die Lausiz gewendet hatte, nach Schlesien zuvor zu kommen. Dieser hatte seinen Marsch über Krocka genommen; um ihn aber glücklich fortsezen zu können, must' er sich des General Lascy entledigen, der ihn durch seinen Nachtrupp in grössere Verlegenheit sezen konte, als Daun, den er vor sich hatte. Schon einigemale war iener von Friedrichs Truppen überfallen worden; aber nie so nachdrücklich als dißmal. Denn als die preußische Armee am 8 Jul. sich bei Schmöllen bereits versammelt und allenthalben die Nachricht ausgebreitet hatte, daß sie nun ihren Weg nach Görliz nehmen würden; so wandte sie sich plözlich und trieb am 9 und

10 das Korps des General Lascy von Posten zu Posten flüchtig biß bei Dresden über die Elbe zurück. Auch Friedrich paßirte nun bei Kaditzsch diesen Strom und, da nicht nur Daun von der Hauptstadt Sachsens ziemlich weit entfernt war, sondern auch Lascy und der Prinz von Zweibrücken sich immer mehr von ihr abzogen, so schoß dem Könige plözlich der Gedanke ins Herz: Dresden zu belagern. Es wurde also sogleich die Cirkumvallationslinie um die Stadt errichtet; die Truppen von Grünau biß Rakniz gestellt; die Panduren aus dem großen Garten geiagt, die Pirnaische Vorstadt eingenommen und vielleicht hätte ein kühn gewagter Sturm in der ersten Betäubung dem König die Stadt sogleich verschaft, wenn ihm nicht die mit einem Sturm verbundenen Greuel, besonders in einer Residenz, die seinem Herzen schon wegen der Vergangenheit so wichtig war, denselben widerrathen hätten. Ueberdiß schmeichelte sich Friedrich, daß Macquire ob er gleich mit 6000 Mann, als Bundsgenoße Dresden besezt hielt, solches dennoch weit lieber übergeben, als in einen Steinhaufen verwandeln lassen würde. Daß der König der Stadt ganz gewiß Meister zu werden geglaubt habe, beweist ein

am

am 15 Jul. an d'Argens geschriebner Brief: „Meine Angelegenheiten nehmen eine abscheuliche Wendung; durch die Belagerung von Dresden glaubte ich, ihnen wieder aufzuhelfen. Die Stadt werde ich erobern, aber damit um keinen Schritt weiter kommen. Machen Sie immer zum voraus meine Grabschrift, und trauen Sie mir zu, daß ich hell genug meine Lage einsehe, um sie, nicht ohne Grund, für verzweifelt zu halten.„ Friedrich, der mit wenig Munition die Belagerung so fürchterlich veranstaltete, als es möglich war, lies den Commendanten zur Uebergabe auffodern; allein seine Antwort war: daß er sich nicht ergeben würde. Die Stadt wurde also vom 14 Julius an, auf der Seite vom Pirnaischen Thore, zum grösten Jammer der mitleidswürdigen Einwohner, mit solchem Nachdruck beschossen, daß am 19 Jul. allein 1400 Bomben und Kugeln in dieselbe geschleudert wurden. Feuer und Dampf erfüllete das schöne Dresden; an kein Löschen war mehr zu denken; das Röhr-Wasser war abgeschnitten; in den Häusern und auf den Straßen war man in Gefahr zu ersticken, zerschmettert zu werden; Hunger und Todesnoth machte alle Hände erstarrend und wer noch Kraft hatte, sah es als

Glück

Glück an, über die rauchenden Ruinen seiner ehemaligen Wohnung steigen und die freien Landstraßen und Berge durch die Flucht erreichen zu können. Da gerade der blühendeste Theil der Stadt, die Pirnaische und die Schloßstraße, fast ganz niederbrannte, so traf diese Flucht auch den fürnehmsten Theil der Einwohner beiderlei Geschlechts, dem sie um so beschwerlicher fallen muste, ie weniger er mit der Noth vertraut — und der Lasten, die er zur Befriedigung der dringendsten Bedürfniße mit sich schleppen muste, gewohnt war. Damals verlohr auch dieses geängstete Dresden unter iener Menge der prächtigsten Palläste, wie sie Italien nur immer haben konte, eine Zierde, die fast einzig in Deutschland war. Auf dem Thurme der Kreuzkirche standen einige Kanonen, die man nach alter Sitte an Festtagen abzufeuern pflegte; dißmal sollte man sich ihrer auch gegen die Belagerer bedient haben. Es wurde also die durch ihr Alter und ihre Schönheit so merkwürdige Kreuzkirche, von den Preußen wie eine Batterie angesehen, mit Bomben so lange bestürmt, biß der Thurm derselben in Flammen gerieth. Er stürzte zusammen, zerschmetterte die Kirche und alle umher gebauete Häuser dieses

ses Quartiers. Der Ruin eines so schönen Tempels verursachte beinah eine Trauer der Nation, die ihn nun mit bewundernswürdiger Geduld und viel Aufwand nach 28 Jahren an der nemlichen Stelle, aber mit minderer Kunst, wieder hergestellet hat. Friedrich, der sonst bei seinen Belagerungen immer das Innere der Städte so viel als möglich zu schonen gewohnt war, schien hier bei Dresden einen ganz entgegengesezten Grundsaz zu befolgen, der durch die Voraussezung bei ihm entstanden war: wenn ich den Bundsgenoßen der Sachsen ernstlich zeige, wie leichte mir es sey, die Residenz der leztern in wenig Tagen zu einem Schutthaufen zu machen, so werden iene aus Patriotismus Dresden verlaßen. Allein Macquire hatte andere Befehle. Friedrich schreibt: „es stund wahrscheinlich im Buch des Schicksals geschrieben, daß die Preussen Dresden nicht wieder erobern sollten.„ Denn Daun, der es zu spät bereuete, daß er sich so weit hatte von dieser Stadt entfernen laßen, kehrte mit schnellen Schritten zu derselben zurück, wo er den 20 Jul. wieder ankam. Nun folgte, da dieser immer frische Truppen in die Stadt schicken konte, ein Ausfall nach dem andern, wobei zwar den Preußen öfter Gefangene, selbst

von

von hohem Rang, zu Theil, aber auch wohl bisweilen die Kanonen vernagelt wurden. Der König, der schon beim Anfang der Belagerung über die Fehler seiner Offiziere, Ingeniere und Artilleristen, die sie wie um die Wette begangen hatten, aufgebracht war, wurde durch eine Menge neuer Hinderniße bei der Belagerung abermals gereizt. Er goß die Schale des Zorns endlich über ein Bataillon vom Regiment Bernburg aus, welches sich nicht lange genug in den Laufgräben gewehrt und der Uebermacht nachgegeben hatte. Die Strafe deßelben bestund darinnen, daß die gemeinen Soldaten ihre Seitengewehre und die Offiziers ihre schmalen Huthtressen ablegen musten. Hartes Geschick für preußische Krieger! Friedrich schreibt selbst von der Wirkung: „Diese für ieden Soldaten, welcher Gefühl von Ehre hat, empfindliche Züchtigung machte einen vortheilhaften Eindruck bei der Armee, und erweckte in diesen Leuten die Begierde, ihren Fehler wieder gut zu machen, wozu sie in der Schlacht bei Liegniz Gelegenheit fanden.„ Fast alle Offiziers dieses alten Regiments, überzeugt ihre Pflicht gethan zu haben, verlangten ihren Abschied, der ihnen aber sämtlich verweigert wurde. — Seit der Ankunft

des

des General Dauns wurde die Belagerung nur Ehren halber fortgesezt. Die Oestreicher und Reichstruppen aber entwarfen den Plan, den König wie bei Hochkirch zu überfallen und ihn selbst gefangen zu nehmen. Dieser befand sich in einem Dorfe, etwas fern vom Lager. Mit einem heitern Sommer-Morgen begannen iene den Angriff; Friedrich im Dorfe gewann kaum noch so viel Zeit, sein Pferd zu besteigen. Seine Soldaten erquickte noch der Schlaf, als plözlich viele tausend Stimmen einander durch den gräßlichen Zuruf weckten: zum Gewehr! und innerhalb 3 Minuten stund das preußische Heer unter den Waffen in Reihen und Gliedern, so, daß der Feind sich eilfertig zurückziehen muste.

Die Nähe von Dauns Armee; der Mangel an Pulver und Bomben; der Verlust eines von Magdeburg abgeschickten, aber unterwegs aufgefangenen Transports von Munition und Getreide; die Eroberung der Vestung Glaz, welche dem Könige theils durch den gefangenen General Nugent, theils auch durch das Victoriaschießen der Belagerten, angezeigt wurde und eine Menge anderer Vorfälle, die nun in Schlesien zu besorgen waren, bewogen den König,

daß er allmählig sein Artilleriefeuer vor Dresden verstummen lies, nachdem es 416 Häuser und Palläste, samt 6 Kirchen, gänzlich in die Asche gelegt, 115 Häuser beschädigt, so manche Familie an den Bettelstab und so manchen Einwohner in das Grab gebracht hatte. „Tausend Bomben und tausend Zentner Pulver mehr„ schrieb Friedrich, „würden diese Belagerung glorreich zu Stande gebracht haben„; nun kostete sie ihm 1478 Tode und Verwundete. Man hat seit dieser Belagerung dem preußischen Monarchen oft bittere Vorwürfe gemacht, daß er damals, um die Flanke seines Heeres zu sichern, die herrlichsten durch ihr Alter höchst ehrwürdigen Alleen in dem sogenannten großen Garten, den seine Größe und Pracht zu einer der seltensten Zierden Deutschlands machte, zu einem Verhack zusammen hauen und innerhalb wenig Stunden dieses Werk eines Jahrhunderts in eine Einöde verwandeln lies. So sehr nun der gute Geschmack die Zerstörung betrauern muß; so leicht läßt sich Friedrich dabei rechtfertigen, wenn man ihn nach allgemein angenommenen Grundsäzen des Kriegsrechts beurtheilen will. Aber ganz diesem entgegen war das Betragen vieler Vertheidiger der armen

Stadt selbst, welche zum Theil Keller und Gewölbe erbrachen und ihren Bundsgenossen dasjenige gar entzogen, was diese an Kostbarkeiten in bombenvesten Behältnissen noch so sorgfältig verborgen hatten. Der König schrieb am 1 August aus Großenhayn an seinen theilnehmenden d'Argens, „die Belagerung von Dresden ist uns zu Wasser geworden. Izt sind wir in vollem Marsche nach Schlesien. Sicher werden wir uns an der Gränze schlagen, welches sich zwischen den 7ten und 10ten dieses Monats ereignen könnte. Glaz ist verlohren; Neiße belagert; hier ist kein Augenblick zu verliehren. Sind wir glücklich, so werd' ichs Ihnen melden; sind wir unglücklich, so nehm ich im Voraus von Ihnen und allen unsern Freunden Abschied. Schon seh' ich ganz das Schreckliche der Lage, die meiner wartet, und mein Entschluß ist mit Standhaftigkeit gefaßt. Ich umarme Sie; denken Sie bisweilen an mich und bleiben meiner Achtung versichert.„ Tiefe Schwermuth füllete in diesem Zeitpuncte die Seele des Monarchen, dessen damals verfertigte schriftliche Aufsäze der untrügliche Spiegel von iener sind; aber sie wurde seines Geistes nicht in dem Grade Meister, daß dieser nicht auf neue Rettungs-

pläne hätte sollen denken können. Stark und mannichfaltig waren zwar die Streiche, die er seit dem Julius des vorigen Jahres empfangen hatte; denke nur an die unglücklichen den Russen bei Züllichau und Kunnersdorf gelieferten Schlachten; an den Verlust von Dresden; an die Gefangennehmung des großen Finkischen Korps bei Maxen und des kleinern bei Meißen unter dem General Dierke; an den tödenden Winterfeldzug und seine Seuchen; an das unglückliche Schicksal des General Fouquet und den darauf erfolgten Verlust von Glaz; an die mißlungene Belagerung von Dresden, und nun noch an die Gefahr, welche Breslau und ganz Schlesien drohete, das viele schon so gut als wieder in den östreichischen Händen glaubten — denke an all' diß Ungemach, das durch so manche Nebenumstände noch verbittert wurde, und du wirst mit bangen Ahndungen für die Aufrechthaltung des gepreßten Monarchen erfüllet werden. Indessen ist es noch nicht Zeit, seinen Untergang zu betrauern; laß uns erst sein Schicksal in Schlesien gar abwarten. Nach einem Marsch von 5 Tagen, in welchen er mit seiner Armee und mit 2000 Wägen zwanzig Meilen zurücklegte, befand er sich am 7 August bei

Bunzlau in Schlesien. Daun und Lascy begleiteten ihn bis dahin immer in einer kleinen Entfernung, aber mit äußerster Vorsicht, um nicht genöthigt zu werden, sich mit ihm in eine Schlacht einzulassen. Aus einem während dieses Marsches vom Daun an Lascy geschickten, vom König aber aufgefangenem Briefpaket sah dieser alle Absichten seines Feindes und die bisherige Lage der Sachen in Schlesien. Diesen Nachrichten zu Folge hatte Laudon zu Ende des Julius Breslau angegriffen. Die Umstände dabei waren folgende. Der östreichische General, den bei Landshut und Glaz das Kriegsglück angelächelt hatte, eilte, ohne erst die langsam aus Posen nach Schlesien sich bewegenden Russen abzuwarten, mit seinen Truppen gegen Breslau hin. General Tauenzien, einst in der potsdamer Kriegsschule mit allen kriegerischen Vorzügen gebildet, durch kriegerische Erfahrung bewährt, war Commendant der Stadt, die nur mit 1000 Mann Garde, dem Ueberreste derer, die einst bei Collin so ritterlich gefochten hatten, mit 2000 Ueberläufern und gezwungenen Soldaten besezt war. Welch' eine geringe Anzahl gegen das starke Laudonsche Korps, welches außerhalb Breslau stand und gegen die

19,000 gefangenen Oestreicher, die sich innerhalb der Stadt befanden und Lust genug zum Revoltiren hatten! Laudon foderte am 30sten Jul. den Commendanten mit folgenden Worten auf: „Breslau ist keine Vestung; es wäre wider Kriegsgebrauch solche vertheidigen zu wollen. Der König und sein Bruder sind zu entfernt, als daß sie ihr beistehen könten! 75,000 Russen sind im Anmarsch; ich hoffe, die Stadt wird lieber Oestreicher als Russen einnehmen. Die Besazung mag selbst die Bedingungen der Capitulation vorschlagen. Wird aber die Uebergabe verweigert, so soll die Stadt aus 45 Mörsern in Brand gesteckt werden.„ Der Greiß Tauenzien antwortete: „Breslau ist eine Vestung und wenn auch die Häuser der Stadt ia sollten in Asche verwandelt werden, so will ich den Feind auf den Mauern erwarten.„ Hierauf begann wirklich die Beschießung, wodurch ein Theil der Stadt und auch des Königs Wohnung in die Asche gelegt ward. Tauenzien schoß indessen auch mit forcirten Ladungen biß in Laudons Wohnzimmer im Hauptquartier, von wannen sich dieser weiter zurückziehen muste. Allein bei aller noch so standhaften Gegenwehr fühlte der preußische General, bei der

geringen Hofnung eines baldigen Ersazes, doch seine Schwäche und glaubte, die Stadt möchte noch vor der Ankunft des Königs vom Feinde mit dem Schwerdt in der Faust berennt werden. Er beschloß also mit den Offizieren der königlichen Garde, in diesem Fall auf den Wällen sich biß auf den lezten Blutstropfen zu wehren und kämpfend zu sterben, damit die Welt nicht das sonderbare Schauspiel erlebe, die ganze Leibwache des preußischen Monarchen gefangen zu sehen. Allein Prinz Heinrich, den bereits die Bewegungen der Russen gegen Schlesien dieser Provinz wieder näher gebracht und der auch die Unternehmung Laudons auf Breslau erfahren hatte, rettete nach 5 harten Tagen der Belagerung das Leben dieser Helden. Am 4ten Aug. war er biß Neumark, 4 Meilen von Breslau, gerückt, wodurch Laudon bewogen wurde, die Belagerung der Hauptstadt aufzuheben. Doch! diß war bei weitem nicht der gröste Vortheil, den die Ankunft dieses königlichen Bruders in Schlesien bewirkte. Er vereitelte nunmehr den Hauptplan der Feinde, die Vereinigung der Russen und Oestreicher, und wurde durch die klugen Maasregeln, welche er besonders in den Stellungen seines Heers gegen die

Oestreicher und Russen bewies, der Retter vom ganzen Schlesien.

Während dieser Begebenheiten also, waren Friedrich und Daun immer neben einander, so daß sie einige Tage nur der Katzenbach trennte, in Schlesien einher marschirt. Daun nahm sehr sorgfältig die bessern Stellungen und Friedrich muste mit seinen 30,000 Mann sehr auf seiner Hut seyn, muste alle Nacht seine Stellung ändern, wenn er nicht von dem Daunischen 90,000 Mann starken Heere, einen tödlichen Streich empfangen wollte. Dabei durft' er seinen Verfolger doch auch nicht aus den Augen lassen, weil zu besorgen war, er möchte sich dann gegen den Prinzen Heinrich wenden, der ohnedem schon eine Armee von 80,000 Rußen gegen sich hatte. Es stund überhaupt in Schlesien nie eine größere Menge Krieger beisammen als damals. Denn sie belief sich auf 245000 Menschen. Friedrich, dem Daun durch die Menge überlegen war, suchte diesen durch geschwinde Wendungen zu täuschen, welches um so beßer gelang, da der Oestreicher in seinen Anordnungen gewöhnlich mit viel Langsamkeit zu Werke gieng, so, daß er bei der Ausführung die Sache gemeiniglich nicht mehr so fand, wie er sie vorher

gesehen hatte. Ueber diß Zaudern der Oestreicher wurden die rußischen Generale mißvergnügt. Sie vermutheten, daß der König, da man ihn einmal so weit habe kommen laßen, sich durch einen starken Marsch und eine seiner feinen Wendungen, mit seinem Bruder Heinrich vereinigen und dann auf die Rußen selbst stürzen werde. Dabei erklärte Soltikow ausdrücklich, daß er, so bald man den König gar würde über die Oder gehen laßen, nach Pohlen zurückkehren müße. Diese Drohung vermochte den Feldmarschall Daun, den König anzugreifen. Dieser stund bei Liegniz, wo er sich aber nicht länger halten konte. Er muste also suchen nach Parchwiz zu kommen, um dann dißeits oder jenseits der Oder vordringen und auf irgend eine Art die Armee seines Bruders erreichen zu können, damit sie nicht beide, einzeln aufgerieben würden, wobei alsdann alles ohne Rettung verlohren gewesen wäre. Da er aber hörte, daß Daun diß zu hindern bemühet und ihn den König am folgenden Tage in seinem Lager zu überfallen entschloßen sey; so änderte er in der Nacht seine Stellung, besezte die Höhen bei Pfaffendorf und bereitete sein Heer zur nahen Schlacht. Nach dem Plan der Oestreicher sollte Daun die Fronte,

Lascy den rechten Flügel und Laudon den linken anfallen. Um nun zu diesem mit Anbruch des Tages zu gelangen, muste Laudon einen Umweg in der Nacht zurücklegen, der ihm aber mit Schrecken abgekürzt wurde. Denn indem er sich noch weit vom König zu seyn glaubte, den er noch an seinem gestrigen Standort im Lager bei Liegniz zu finden hofte, sties er schon auf preußische Reuterei und ehe noch der Tag graue-te, donnerte schon das grobe Geschüz des Königs in die östreichischen Kolonnen, die nun nur noch 800 Schritte von der preußischen Armee entfernt waren. In diesem Augenblick merkte Laudon, daß er sich bei dem Könige verrechnet habe, und daß dieser noch frühzeitiger als er müße aufgestanden seyn. Laudon, der sich Anfangs noch immer auf die Hülfe vom Daun verlies, wich dem Kampfe nicht aus; da er aber, als die Sonne aufging, von einer Anhöhe noch keine andern Oestreicher, als seine 30,000 Mann vor sich sah, so erklärte er diesen: Freunde, ich sehe, wir sind allein, es bleibt uns nichts übrig, als guten Muth zu behalten und mir zu folgen. Nach fünf aufeinander folgenden Angriffen auf 5 östreichische Treffen, wobei Laudon seine eigene Person der grö-

sten Gefahr aussezte, wurde die Verwirrung unter dem Feinde so allgemein, daß er in Unordnung floh, wobei Möllendorf noch eine Menge Gefangene machte. Daun und Lascy hatten indeßen die ganze Nacht, nahe am Kazbach, welcher ihre Armee von dem ehemaligen preußischen Lager trennte, zugebracht. Denn aus Vorsicht waren vom Könige daselbst einige Husaren zurückgelaßen worden, welche das Geschrei der Patrouillen und Schildwachen machten und den Feind in der Meinung erhielten, daß sich die Armee noch dort befände. Das Erstaunen der östreichischen Generale war daher am Morgen, als sie diß Lager leer fanden und gar nicht erfahren konten, was aus dem König geworden sey, eben so gros, als es bei Laudon gewesen war, der ihn da gefunden, wo ihn niemand vermuthet hatte. Wegen des widrigen Windes hatten iene östreichischen Generale nicht einmal das Getöse der Schlacht gehört, welche hinter Pfaffendorf, eine halbe Meile von ihnen, geliefert ward, obgleich von beiden Seiten wenigstens 200 Kanonen abgefeuert wurden. Um den Feldmarschall Daun, der lange unentschlüssig blieb, wenn und wo er angreifen solte, von der Niederlage Laudons zu überzeugen und da-

durch den Rückzug desselben zu beschleunigen, lies der König seine Truppen ein Freudenfeuer machen, durch welches Daun wirklich zum Abmarsch bewogen wurde. Das Treffen kostete Laudon 10,000 Mann. Das Schlachtfeld war mit Toden übersäet; 6000 gemeine Soldaten, 80 Offiziere und 2 Generale wurden zu Gefangenen gemacht und 23 Fahnen und 82 Kanonen erbeutet. Die Anzahl der toden und verwundeten Preußen belief sich auf 1186. Unglückliche genug für eine Zeit von etlichen Stunden. Denn des Morgens um 5 Uhr, wo Millionen noch der sanfte Schlaf erquickte, war hier die Blutarbeit schon beendigt, wobei Muth und Feldherrnklugheit sich im hohen Grade thätig erwiesen hatten. Nach der Schlacht ritt der König vor der Fronte der Seinigen herab und kam denn auch zum Regiment von Bernburg, welches Wunder der Tapferkeit während dieser heissen Stunden gethan hatte. Alle Offiziers schwiegen bei dem Bewustseyn ihre Schuldigkeit gethan und die Dankbarkeit ihres Königs verdient zu haben; aber vier alte gemeine Soldaten konnten diesem innern Gefühl von verdienter Ehre nicht länger widerstehen, sie fielen dem Pferde des Königs in den Zügel, umfaßten des

Hel-

Helden Knie und baten sich ihre alten Ehrenzeichen, ihre Säbel, wieder aus, weil sie doch dißmal sich so brav gehalten hätten. „Ja, Kinder! antwortete Friedrich, ihr sollt sie wieder haben und alles soll vergessen seyn.„ Der König machte hierauf noch an diesem Tage die wiederhergestellte Ehre dieses Regiments, bei der Parole der ganzen Armee bekannt. Ein neuer Beweis, wie mächtig edler Ehrgeiz, diese starke Triebfeder großer Thaten, selbst im gemeinen preußischen Soldaten wirke!

Ich müßte mich, mein Sohn! in Ansehung deiner Denkart sehr irren, wenn ich dir nicht zutrauen dürfte, daß dieser Sieg dein Herz, in Absicht auf Friedrichs Lage, wieder gutes Muths gemacht habe. Allein so beträchtlich und so erwünscht auch die Folgen dieses Siegs seyn mochten, so wenig waren sie doch hinreichend, des Königs traurige Umstände in die Länge zu verbessern. Ein Brief des Königs, 12 Tage nach der Schlacht an d'Argens geschrieben, mahlt das Herz und die Lage desselben sehr vollständig. „Ehedem„ meldet er seinem lieben Markis, „ehedem hätte das Gefecht vom 15ten den Feldzug entschieden; izt ist es nur eine Schramme; um unser Schicksal zu entscheiden, wird

eine

eine Hauptschlacht nöthig seyn. Allem Anscheine nach werden wir sie bald liefern, und alsdann werden wir uns freuen können, wenn sie zu unserm Vortheil ausfällt. Es hat viel List und viel Geschicklichkeit gekostet, die Sache so weit zu bringen. Sagen Sie mir nichts von Gefahren; das lezte Gefecht kostet mich weiter nichts als ein Kleid (welches mit Kugeln durchlöchert ward) und ein Pferd, und das heist warlich einen Sieg wohlfeil erkaufen. So lang ich lebe, bin ich in keiner so mißlichen Lage gewesen, als in diesem Feldzuge. Glauben Sie mir, noch immer gehören Wunder dazu, um mir aus allen den Schwierigkeiten zu helfen, die ich vorhersehe. Das Meinige werd' ich bei Gelegenheit ganz gewiß thun; allein, lieber Markis, vergessen Sie nicht, daß ich nicht über das Glück gebiete, und daß ich genöthigt bin, in meinen Planen dem Zufall zu viel zu überlassen, da es mir an den Mitteln fehlt, gründlichere zu entwerfen. Herkulische Arbeiten sind es, die ich in meinem Alter unternehmen muß, in welchem mich die Kraft verläst, meine Schwachheiten zunehmen, und, aufrichtig zu reden, selbst die Hofnung, der einzige Trost der Unglücklichen, mir zu mangeln anfängt. Ich muß die Gefahren ver-

schweigen, die dem Staate drohen; behalte die Sorgen für mich und theile dem Publikum nur die wenigen guten Nachrichten mit. Ich lebe hier (zu Hermannsdorf bei Breslau) wie ein kriegerischer Karthäuser; ich muß viel an meine Angelegenheiten denken; die übrige Zeit widme ich den Wißenschaften, die mich trösten, wie ienen Konsul, den Redner, den Vater des Vaterlandes und der Beredsamkeit. Solt' ich diesen Krieg überleben, so bin ich vest entschloßen, die übrigen Tage meines Lebens in der Einsamkeit, im Schooße der Weltweisheit und Freundschaft zuzubringen. — Nun, lieber Markis, wo ist der Friede mit Frankreich geblieben? Sie sehen wohl, daß Ihre Nation blinder ist, als sie geglaubt haben; der Königin von Ungarn und der Czarin zu gefallen wird sie Kanada und Pondicheri verliehren. Der Himmel gebe, daß der Prinz Ferdinand sie für ihren Eifer bezahlen möge. Offiziere, die an diesen Trübsalen keine Schuld haben, und arme Soldaten, werden die Schlachtopfer derselben seyn, und die schuldvollen Grosen werden nicht darunter leiden; Gott befohlen, lieber Markis. Ich umarme Sie.„ Du siehst, daß die Noth, die noch immer dem Staate drohete, daß edle Ge-

fühle

fühle für Menschenwohl, den König selbst im Genuß der Siegesfreude stöhrte, die er mit so grosen Gefahren errungen hatte.

Um indeßen die Vortheile der gelieferten Schlacht nicht zu verliehren, marschirte Friedrich noch am Tage derselben mit seinem Heere 3 Meilen weit. In Parchwiz erfuhr er, daß der rußische General Czernischef seit einigen Tagen bei Lißa gelagert stehe, welches neuen Stoff zu Unruhen gab, weil sich iener mit den Oestreichern verbinden und eine, dem König höchst nachtheilige Stellung, bei Neumark nehmen konte. Du weist schon, daß Friedrich öfter zur List, verbunden mit etwas Grossprecherei, wie sie in den Vorfällen nöthig war, seine Zuflucht zu nehmen pflegte. Dieses Mittels bediente er sich auch dißmal, um die Rußen aus seiner Nähe zu bringen. Er schrieb nämlich seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, daß er gerade die Oestreicher gänzlich geschlagen habe; daß er eine Brücke bauen liese, um über die Oder zu gehen, und die Rußen eben so, wie die Oestreicher zu behandeln, und daß er Willens sey, auch den rußischen General Soltikow anzugreifen. Dabei bat er den Prinzen, alsdann auf seiner Seite die Bewegungen zu machen, die

man bereits verabredet habe. Diesen Bedeutungsvollen Brief gab man einem Bauern mit hohen Versprechungen, wenn er sich auf eine kluge Art von den Vorposten Czernischefs würde gefangen nehmen laßen. Dann solle er diesem General den Brief, gleichsam aus Furcht vor der Strafe, einhändigen. Der Bauer spielte seine Rolle so gut, daß Czernischef, als er kaum den Brief erhalten hatte, noch am nemlichen Abend über die Oder zurück zog und in gröster Eile zum Soltikow stieß. Alle Besorgniße hörten nun auf; die preußische Armee bezog, nach einigen glücklichen Gefechten mit den Oestreichern, ruhig ihr Lager bei Neumark; hatte durch die Verbindung mit Breslau, wieder Lebensmittel; konte ihre 6000 Gefangenen und 1100 Verwundeten unterbringen und sich wieder etwas von den Mühseeligkeiten erholen, durch deren Ueberwindung sie ihre Kräfte sehr erschöpft hatte. Während dieser Bewegungen der Oestreicher und Preußen, hatte sich Prinz Heinrich gegen die Rußen gezogen. Da aber von Seiten der beiden preußischen Heere nichts wichtiges unternommen werden konte, so lange sie getrennt blieben; so ward beschloßen, daß General Golz nur mit 12,000 Mann die Rußsen

sen beobachten, der übrige Theil der Armee des Prinzen aber sich mit dem Heere des Königs vereinigen solte. Diese Vereinigung geschah auch wirklich am 29 August in der Gegend von Breslau. Der König eilte hierauf Schweidniz zu Hülfe, und vereitelte die Absicht Dauns, diese Vestung zu belagern. Bei so verschiednen glücklichen Eräugnißen suchte der König die Oestreicher ganz aus Schlesien zu vertreiben und sich in den Stand zu sezen, stärkere Schaaren gegen die Rußen schicken zu können. Diß zu bewerkstelligen, muste er die östreichischen Heere umgehen, muste ihre Magazine zerstöhren und die Zufuhren aus Böhmen erschweren. So gros auch die Schwierigkeiten waren, die hiebei obwalteten, so überwand sie doch Friedrich und seine Generale durch die bewundernswürdigste Klugheit in Stellungen und Märschen und durch die Tapferkeit der Truppen in den Gefechten selbst, soweit, daß Daun, um nicht von Böhmen abgeschnitten zu werden, sich gegen das Gebürge von Bögendorf zurück ziehen muste. Eine Partei suchte hiebei immer die andere zu überlisten, welches aber täglich schwerer wurde, weil Feinde, die in die Länge mit einander kriegen, sich in ihren Absichten und Entwürfen zu

leicht einander erkennen. Die Lage Dauns war nicht die bequemste und der Mangel an Zufuhr bracht' ihn auf den Gedanken, Schlesien wirklich zu verlaßen. Indeßen schmerzte es ihn doch, daß sein dißiähriger Feldzug, bei dem die ganze Welt so aufmerksam zugesehen und der für Oestreich sich so hoffnungsvoll angefangen hatte, daß dieser so ohne alle vortheilhafte Wirkung für diese Macht bleiben sollte. Er bewegte also Himmel und Erde, um die rußischen Generale zu vermögen, daß sie eins ihrer Korps, zu welchem auch ein östreichisches stoßen sollte, gerade nach Berlin detaschiren möchten, um den König dadurch zu nöthigen, sich von Schlesien zu entfernen, indem er Berlin zu Hülfe eilen müste. Du solst, mein Sohn! bald erfahren, wie dieses Vorhaben der Feinde ablief. Nur vorher noch einen Blick nach Sachsen.

In dieser Provinz standen seit der Entfernung des Königs die Angelegenheiten nicht zum besten. Der tapfere General Hülsen, den der König bei Meißen gelassen und der am 20 Aug. einen schönen Sieg bei Strehlen über die Reichstruppen und Oestreicher errungen hatte, war doch nicht im Stande, sich gegen diese Uebermacht in die Länge auf seinem Posten bei Strehlen

len zu behaupten; zumal als ihm noch ein neuer Feind im Herzog von Wirtemberg bedrohte. Dieser Fürst, den vorhin der Erbprinz von Braunschweig in Fulda beunruhigt hatte, erschien wieder im Felde, rückte mit seinem abgesonderten Korps in Sachsen ein und befand sich in der Gegend bei Grimma, als sich Hülsen nach Torgau zog. Die feindlichen Truppen unter Luzinski, Prinz Zweibrücken, Haddik und Macquire folgten ihm. Durch wichtige Gründe genöthigt verlies er Torgau, welche Stadt der Commendant noch am Tage des Abzugs dieses Generals mit einer Besazung von 800 Mann, einer Menge Kranken und einem grossen Magazin an die Feinde ergab. Da Hülsen von Koswick aus nach Berlin berufen ward, so ging auch Wittenberg, welches aber ein tapferer Mann vertheidigte, am 14 Oct. für die Preußen verlohren, nachdem die Feinde Dreiviertel der Stadt in die Asche gelegt hatten.

Hier ist vielleicht der schicklichste Ort, einer That zu gedenken, die zur Zeit in der Geschichte einzig ist. Die Russen, welche alle Entwürfe zur Vereinigung mit den Oestreichern in Schlesien hatten aufgeben müssen, suchten doch in Pommern desto thätiger zu seyn. Sie hatten

deß-

deßwegen im August einen Admiral mit 26 Kriegsschiffen, mit welchen sich noch ein schwedisches Geschwader vereinigte, und ein Korps Landtruppen von 15,000 Mann zur Belagerung der Vestung Kolberg abgeschickt. Der Obrist Heiden, Commendant der Stadt, zeigte Heldenmuth mit seiner kleinen Besazung. Mittlerweile wurde General Werner mit seinem Regiment Husaren und etlichen Bataillons Fußvolk zum Entsaz iener Vestung aus Schlesien abgeschickt. Dieser legte den Weg von 40 Meilen in 12 Tagen zurück. Er kömmt am 18 Sept. bei Kolberg an, überfällt den zu sichern Feind und wirft sich in die Stadt. Die Russen vom Schrecken betäubt heben noch in der nächsten Nacht die Belagerung auf, gehen an Bord ihrer Schiffe und lassen 15 Kanonen, 7 Mörser, ihre Munizion, Bagage und Proviant im Stiche. Werner machte noch 600 Gefangene und als er sich am folgenden Morgen am Ufer der Ostsee mit seinen Husaren zeigte, lichtete die erschreckte Flotte schon die Anker und eilte auf die Höhe des Meers, als ob sie befürchtet hätte, von diesen Husaren selbst noch im Meer verfolgt zu werden. Nach dieser glorreichen That, durch die Werner die Provinz Pommern von den Rus-

 sen

sen befreiete, zog er gegen die Schweden und überfiel sie siegreich bei Pasewalk. In dieser Gegend blieb er mit Belling gegen die Schweden stehen, indeß ihr bisheriger Gegner, der Prinz von Wirtemberg, ein Bruder des Herzogs, der den König in Sachsen bekriegen half, Berlin zu Hülfe eilen muste. Denn Daun hatte sein Vorhaben auf diese Stadt, durch die Mitwirkung seines Hofes, durchgesezt. Czernischef muste mit 20,000 Russen und Lascy mit 18,000 Oestreichern auf dieselbe losgehen. Der rußische General, Graf Tottleben, ein Deutscher, der vorhin in preußischen Diensten lange in Berlin gelebt hatte, kam mit dem Vortrab am 3 Oct. vor die Thore Berlins. Jedermann griff in dieser Residenz zu den Waffen; Invalide und Kranke übernahmen Posten zu vertheidigen und an die vorzüglichsten stellten sich die Generale Seidliz, Knobloch, Lehwald und andere, die sich damals theils Alters, theils ihrer Wunden halber in der Stadt befanden. Der Patriotismus dieser allgemein geschäzten Helden belebte den Commendanten der Stadt, General Rochow und ieden, der noch Waffen tragen konte, den Russen den Eintritt in die Thore zu verwehren, ohnerachtet Berlin, das

3 Mei-

3 Meilen im Umfang, keine Mauern und Wälle hat, nur mit 1200 Mann Garnisontruppen besezt war. Tottleben foderte die Stadt zur Uebergabe auf, und weil diese nicht erfolgte, so lies er dieselbe von 5 Uhr des Abends an biß früh um 3 Uhr mit Stückkugeln und Bomben beschießen und in der Nacht zwei Thore bestürmen, von welchen er aber, da Seidliz und Knobloch selbst, ihrer Wunden ohngeachtet, die ganze Nacht auf der Batterie der angegriffenen Thore zubrachten, zurückgeschlagen wurde. Am 4 Oct. kam schon der Prinz von Wirtemberg, der in einem Tage 9 Meilen marschirt war, der Stadt zu Hülfe. Nach der kurzen Erholung von einem Tage trieb er am 6 Oct. Tottleben mit seinen 8000 Kosaken und Dragonern biß Köpenick zurück. Hierauf wurde dieser durch das Korps des Czernischefs verstärkt und rückte abermals vor die Stadt. Noch immer hatten die Preußen nicht Lust, die Thore zu öffnen, weil auch sie Verstärkung durch das Korps des General Hülsen, der, wie ich dir oben sagte, aus Sachsen gerufen ward, erhalten hatten. Da aber nun nicht mehr die Rußen allein, sondern auch das starke Korps des General Lascy, das bereits Potsdam und Char-

lottenburg besezt hatte, zurück zu halten war, und der Feind schon Bomben in die Stadt warf; so wolten die preußischen Offiziers diese nicht der Gefahr einer gänzlichen Verwüstung und sich selbst und ihre Truppen der Gefangenschaft aussezen. Sie zogen sich also in der Nacht vom 9ten in die Vestung Spandau und Tottleben sogleich in die Residenz Berlin, welche eine Art von Kapitulation erhalten hatte. Wären die preußischen Truppen im Stande gewesen, nur noch einige Tage die Stadt zu behaupten, so war sie für dißmal ganz gerettet. Denn Friedrich, dem das bevorstehende Schicksal derselben nicht unbekannt geblieben war, hätte Schlesien ohne Bedenken verlaßen, um derselben beistehen zu können. Schon war er im vollen Anzug mit dem Entschluß, den Rußen in den Rücken zu fallen und das ganze Korps, welches sich bis Berlin gewagt hatte, aufzureiben. Die Furcht von seiner Ankunft würkte auf die Rußen und Oestreicher so stark, daß sie schon am 8 Oct. im Kriegsrath den Rückzug beschloßen hatten. Allein der dabei anwesende Marquis Montalembert stellte ihnen die Schande, eine fast wehrlose Stadt unerobert wieder zu verlaßen, so nachdrücklich vor, daß der Kriegs-

rath

rath wieder anders Sinnes wurde. Tottleben fand hier manchen alten Freund wieder, der ihn an iene einst in dieser schönen Stadt so angenehm gelebten Tage erinnern und dadurch zu einer schonenden Behandlung auffodern konte. Hier wo sich die reichsten Christen und Juden, der blühendste Fabrickhandel und die seltensten Kunstschäze von allen preußischen Staaten befanden, hier konte Tottleben dem Könige unaussprechlich schaden, wenn er nach Cosakischer Manier zu Werke gehen wolte. Allein er bewies, daß er ein Deutscher sey und drohete zwar fürchterlich in Worten, schonte aber der Stadt in Thaten. Vermöge der Kapitulation, muste sich die Bürgerschaft durch eine Summe von 2 Millionen von der Plünderung loskaufen. „Dem ohngeachtet, schreibt Friedrich, geriethen die Herren von Czernischef und von Lascy in Versuchung, einen Theil der Stadt in Brand zu stecken, und vielleicht hätte sich irgend ein Unglück ereignet,„ wenn nicht von Verelst, der Minister der vereinigten Niederlande, ihnen mit Nachdruck solche Vergehungen gegen das Völkerrecht vorgehalten hätte. Die Wuth der Feinde fiel nun auf die königlichen Schlößer Charlottenburg und Schönhausen, welche sich

 zwar

zwar mit 15,000 Thälern Contribution Sicherheit erkauft hatten, aber dennoch von den Kosaken und Sachsen, die sich bei dem Oestreichischen Korps befanden, am 10 Oct. geplündert wurden. Ein unglücklicher Tag für die schönen Künste! Denn die kostbarsten Mobilien, Tapeten, Gemählde und iene seltenen Antiken, die einst der Cardinal Polignac mit eben so viel Mühseligkeit als Kosten gesammelt und Friedrich nach des Cardinals Tode an sich gekauft hatte, alle diese Schäze wurden theils entwendet, theils leichtfertig zerschnitten, zerhackt und auf mannigfaltige Weise zerstümmelt. Daß doch Krieger nicht so oft solche heilige Pfänder des Kunstfleises, welche weder zum Reichthum noch zur Macht eines Staats was beitragen, sondern als belehrende Denkmäler der Kunst von einem Zeitalter dem andern überliefert werden sollten, einer erniedrigenden Erbitterung, die man an Gothen und Wandalen so lange getadelt hat, aufopfern mögen! Doch! nicht nur diese leblosen Werke der Kunst, nicht blos die königlichen und andere Wohnungen, wurden zwecklos ruinirt und geplündert, sondern auch dabei Menschen beiderlei Geschechts zum Theil biß ganz zum Tode geschlagen, gebrandmarkt und

mit

mit viehischer Lust geschändet. Obgleich d'Argens in einem Briefe an den König unter andern auch berichtet: „daß diese Plünderung mehr Lärm gemacht habe, als wahr sey, daß der böse Wille der Feinde wenig Schaden gethan und daß man allmählig alles wieder finde, was sie verkauft oder zerstreut hätten„ so schimmert doch durch seinen Brief selbst ienes ausschweifende Betragen der Feinde nur zu deutlich durch, und man merkt, daß er den ohnehin damals genug gekränkten König, durch eine genauere Beschreibung iener Verwüstungen, nur nicht noch mehr Schmerz verursachen wollte. Diesen zu lindern, schrieb er ihm auch, daß Potsdam und Sanssouci nicht das geringste gelitten hätten, weil der Oestreichische General Esterhasi daselbst die genaueste Mannszucht gehalten habe; und daß ganz Berlin sich während seines Schicksals, nicht über den Verlust seines Vermögens beklagt, sondern nur einer den andern seufzend gefragt hätte: was wird unser lieber guter König sagen! Dieser liebe gute König sey der einzige Gegenstand der bekümmerten Stadt gewesen; sie verdiene daher, daß er die Bürger unterstüze bei der ungeheuern Brandschazung, die sie zu bezahlen hätten. Ich kan dem Ver-

gnügen nicht wiederstehen, dir die Antwort des Königs vorzulegen; sie ist ein Spiegel von den Empfindungen des königlichen Herzens, bei den Trübsalen seines Vaterlandes. „Mein Glück oder mein Verlust, lieber Markis, wird die Kriegsbeiträge von Berlin bestimmen. Bin ich glücklich, so bezahlt Berlin keinen Pfennig; ist mir das Glück zuwider, wie ehedem, so werd' ich auf ein Mittel sinnen, dem Volke Erleichterung zu verschaffen. Welchen Anstrich sie auch dem schwarzen Unternehmen unsrer Feinde, und den Trübsalen unsers Vaterlands geben mögen, so glauben Sie nur nicht, daß ich nicht deutlich die Wolken durchschauen sollte, mit welchen Sie das wesentliche und beugende Unglück zu verhüllen meinen. Das Ende meiner Tage wird mir verbittert und der Ausgang meines Lebens ist eben so unglücklich, als der Anfang desselben. Weder das Glück der Engländer, (in der Wegnahme von Kanada) noch die Vortheile des Prinzen Ferdinands können der abscheulichen Lage das Gleichgewicht halten, in der ich mich dieses Jahr befunden habe; im Künftigen werden wir wieder von vorn anfangen müssen. Ich mag anfangen was ich will, so seh' ich vorher, daß ich wegen der Menge meiner Feinde auf

der einen Seite immer werde unterliegen müssen, wenn ich ia auf der andern widerstehe. Ich habe weder Beistand, noch Diversion, noch Frieden, kurz nichts in der Welt zu hoffen. Mithin werden Sie mir zugeben, daß ein kluger Mann, der eine gewiße Zeit wider das Unglück gekämpft hat, nicht hartnäckig wider sein Schicksal streben muß; und daß der muthige, entschlossene Mann kürzere und ehrenvollere Mittel zur Hand habe, sich aus der Sache zu helfen.„ Du siehst, mein Sohn! daß hier der sonst in Gefahren so standhafte Friedrich über den Entschluß declamirt: lieber vorsezlich in die Arme des Todes, als in die Gewalt seiner Feinde zu fallen. In einem andern, gleich nach dem vorigen geschriebenen, Briefe ist sein Räsonnement über diesen Punct noch vollständiger, um sich dadurch gegen seinen Freund zu rechtfertigen, der ihn, seines Lebens zu schonen, dringend ermahnte. „Ich sehe, schrieb er, daß wir von sehr verschiedenen Grundsäzen ausgehen. Sie schäzen das Leben als ein Sybarite, und ich betrachte den Tod als ein Stoiker. Ich werde den Augenblick nicht erleben, der mich nöthigen würde, in einem nachtheiligen Frieden meine Schande zu unterschreiben.

Ent-

Entweder laß ich mich unter den Ruinen meines Vaterlands begraben; oder wenn dem Geschicke, das mich verfolgt, dieser Trost noch zu süß scheinen möchte, so werd' ich mein Unglück zu endigen wissen, wenn es nicht mehr möglich seyn wird, es zu tragen. — Nachdem ich meine Jugend meinem Vater, meine männlichen Jahre meinem Vaterlande aufgeopfert habe, so glaub' ich berechtigt zu seyn, über mein Alter zu gebieten. — Es gibt Leute, die gegen das Geschick folgsam sind; das ist nicht meine Sache; hab' ich für Andere gelebt, so will ich für mich sterben, ohne mich darum zu bekümmern, was man davon sagen wird; ich stehe Ihnen sogar dafür, daß ich es nie erfahren werde. Haben andere Regenten ihr Unglück überlebt, so ist ihr Beispiel keine Regel für mich. — Nicht aus Schwachheit endige ich mein Leben, sondern aus überdachter Klugheit, die uns überzeugt, daß der Zustand, in welchem uns Niemand schaden, und nichts unsere Ruhe stören kan, für uns der glücklichste sey. Wie viel Gründe hat man nicht in einem Alter von 50 Jahren, das Leben zu verachten! Meine Aussicht in die Zukunft ist ein kraftloses, schmerzhaftes Alter, Verdruß, Betrübniß über vergan-

genes

genes Glück, Schmach, Beleidigungen. Warlich, wenn Sie sich in meine Lage hineindenken, dann werden Sie meinen Vorsaz weniger tadeln, als sie thun. Alle meine Freunde, meine geliebtesten Verwandten hab' ich verlohren — und der Stolz meiner Feinde bereitet sich, mich unter die Füße zu treten. Ach! Markis! — Leben Sie wohl und vergessen Sie mich nicht!„

Du siehest, mein Sohn! aus diesem kummervollen Briefe, daß der Held unter dem Einfluß menschlicher Leidenschaften schrieb; daß er, durch diese irre geleitet, die Rechtmäsigkeit, sich selbst zu töden, wenn man nicht mehr seiner Bestimmung leben könne, zwar behauptet, aber darum noch nicht durch hinlängliche Gründe vertheidigt habe. Denn ob er gleich in gesellschaftlichen Unterhaltungen öfter soll geäusert haben: daß man aus einem Hause ausziehen dürfe, wenn es darinnen rauche; daß man ia auch nicht gefragt würde, wenn man in die Welt käme; — ob er gleich ähnliche Gedanken häufig in seinen Briefen an d'Argens, Voltaire und Keith in Stunden des tiefsten Schwermuths, besonders in den Jahren 1760 und 61, wo alle Wetter der Trübsalen über ihn hereinbrachen, niederschrieb; so sind diese wehmüthigen

gen Seufzer und anziehenden Deklamationen über die Selbstbeendigung des Lebens bei weitem noch keine philosophischen Gründe für die Rechtmäsigkeit derselben. Doch würdest du irren, wenn du sie für blose Wirkungen der Desperation halten wolltest, da längst entschieden ist, daß der König dem Lukrez ienen irrigen Grundsaz abgelernt habe: durch den Tod hört alles Bewustseyn und folglich alles Uebel auf; ein Grundsaz, der durch wiederholtes Ueberdenken, besonders im Gefühl des Kummers, mit der Denkart des Königs so vertraut wurde, daß er bei aller Trostlosigkeit, die er bei sich führt, ienem zur Zeit der höchsten Noth doch immer etwas tröstliches zu haben schien; zumal wenn er sich von dieser Möglichkeit, seinen Leiden auf einmal ein Ende zu machen, mit seinen Vertrautesten ohne Zwang unterhalten konte. So heftig aber auch immer der Kummer sein Innerstes beklemmen, so oft dieser solche philosophische Herzensergiesungen über Selbstentleibung ihm abnöthigen mochte, so männlich widerstund er durch Besonnenheit und Ueberlegung dem Tode selbst, den er seit der unglücklichen Schlacht bei Collin während des 7iährigen Kriegs in der Tasche im Gifte bei sich getragen haben soll. Seine ge-

heimen Briefe geben uns nun mehr zu erkennen, daß er mehr als einmal in Lagen war, wo der Mann von minderer Geistesstärke durch ienes Mittel der Verzweiflung, sich der gehäuftesten Unglücksfälle würde entledigt haben; allein Friedrich suchte, eh' er sterben wollte, immer erst noch einmal seiner Pflicht als Feldherr und Regent zu leben, noch einmal zu versuchen, ob nicht sein Vaterland zu retten sey — und so lebte der Held, biß ihn, zur Vollendung seines irdischen Ruhms, eine höhere Macht zur Ruhe rufte. Ein Irrthum verleitete also den grosen Mann zu ienen trostlosen Aeuserungen in den Stunden der Anfechtung; aber der grose Gedanke an seine Pflicht, von der er immer die erhabensten Begriffe hatte, schüzte ihn gegen die Vollziehung des Selbstmords! Der Gedanke an seine Pflicht — tief sey dirs, mein Sohn, ins Herz gesagt! — nur dieser hielt ihn in allen Leiden empor. Diß ist des Königs eigenes Geständnis, welches er in seinen poetischen Briefen häufig ablegte. Sein heiterer für frohe Uebergänge leicht gestimmter Geist, sein geheimes Verlangen nach Unsterblichkeit, das des vollen Glaubens an dieselbe so würdig gewesen wäre, und das Vertrauen auf Gottes

uner-

unermeßliche Güte, das ihm nur der kurzsichtige Frömmler absprechen kan, kamen ihm dabei nicht wenig zu Hülfe. Hörest du einst unbarmherzig über den grosen Mann wegen des vertheidigten Selbstmords aburtheln, so beruhige dich in dem Bewustseyn, daß sein Leben selbst, in welchem er biß zur natürlichen Auflösung, unter den fürchterlichsten Qualen aushielt, die beste Wiederlegung seiner auffallenden Behauptungen über ienen die beste Vertheidigung für ihn selbst sey.

Ich habe dir schon gesagt, daß der König im Anmarsch war, Berlin zu entsezen. Allein Lascy und Czernischef warteten seine Ankunft nicht ab, sondern entfernten sich schon am 12ten wieder von der Stadt. Beim Abzug bot der Stadtrath dem rußischen Commendanten ein Geschenk von 10,000 Thalern für die gute Mannszucht an, welche er beobachtet habe. Allein Bachmann, so hies sein Nahme, schlug die Summe mit den Worten aus: „ist das Schicksal der Stadt erträglicher gewesen, als es hätte seyn können, so hat sie diß dem ausdrücklichen Befehl unsrer Kaiserin zu danken; ich für meinen Theil bin durch die Ehre, drei Tage lang Commendant in Berlin gewesen zu seyn, hinlänglich belohnt.„

belohnt." Solche Beispiele von Edelmuth wurden bei der langen Dauer des Kriegs immer seltener, und die Ueberreste von Menschlichkeit arteten häufig in Barbarei aus. Selbst der Rückzug der Feinde, der mit der grösten Eile geschah, wurde mit den schrecklichsten Verheerungen in den Dörfern und Landesstädten der Brandenburgischen Staaten bezeichnet. Von den Thoren Berlins an, biß an die Gränzen von Pohlen, Schlesien und Sachsen, wurde das platte Land einer völligen Wüste ähnlich gemacht; kein Stück Vieh, kein Hausgeräthe, kein Bette, kein Bissen Brod blieb den armen Einwohnern, wo die Feinde durchzogen. Alle Gegenden erschollen von Raub, Mord und Nothzucht; allenthalben stunden Dörfer in Flammen und die Toden hatten selbst in den Gräbern nicht mehr Ruhe. Ein feindliches Korps schien in solchen Handlungen mit dem andern zu wetteifern; denn Friedrich sagt ganz kurz vom Oestreichischen, daß es alles geplündert, was es auf seinem Rückmarsch nach Sachsen angetroffen habe. Eine Art von Wiedervergeltung wurde von den Preussen bald darauf an dem vortreflichen Jagdschloß Hubertsburg ausgeübt, welches das Freibataillon vom Quintus Icilius in wenig Stunden so

sehr ruinirte, daß biß diese Stunde davon die nackten Mauern noch allein übrig sind.

Da Friedrich die Flucht der Feinde aus dem Innern seiner Staaten noch während seines Marsches erfuhr, so hatte er nun die Freiheit, sich mit seiner ganzen Macht nach Sachsen wenden zu können, um sich wieder Meister von diesem Churfürstenthum zu machen, welches ganz in den Händen der Feinde war. Am 26sten October ging er in iener Absicht bei Dessau über die Elbe und vereinigte sich bei dieser Stadt mit Hülsen und dem Prinzen von Würtemberg, der vorher ein Detaschement seines Bruders, des Herzogs, gänzlich zernichtet hatte. Indessen hatte sich Daun mit Lascy bei Torgau vereinigt. So günstig also auch einige Umstände für die Preußen ausgefallen waren, indem Hülsen die Reichstruppen biß Zeiz zurückgescheucht und Leipzig in Besiz genommen hatte, so blieb doch im Ganzen die Lage des Königs noch immer höchst gefährlich, wenn Daun sich bei Torgau behauptete, wo er ein vestes Lager bezogen hatte. Denn in diesem Fall konte er und die bei Landsberg an der Warte lauernden Russen ihre Winterquartiere so nehmen, daß die Armee des Königs nicht nur von

Schlesien und Pommern, sondern auch von Berlin, dieser Pflegemutter, welche Kleider, Waffen, Geräthe und alle Kriegsbedürfnisse lieferte, abgeschnitten wurde. Der Armee selbst blieb dann im Winter kaum Plaz, wo sie ihr Haupt hinlegte und an Lebensmittel, an Kleidung und Rekruten für den künftigen Feldzug war gar nicht zu denken. Wolte also Friedrich den Feind länger in dieser Stellung dulden, so war sein Untergang unvermeidlich. Diß sah er, diß sahen seine Freunde und Feinde sehr deutlich ein; er muste also abermals das Glück Preußens auf eine Schlacht ankommen lassen. Da er aber wuste, daß Daun ihn nicht selbst angreifen würde, so fassete er den kühnen Entschluß, troz aller Hindernisse, das veste Lager desselben zu stürmen. Noch am Abend vor der mörderischen Schlacht machte er seinen Vorsaz seinen Generalen bekannt, welche mit der Armee von Schilda über Probsthain biß Langen-Reichenbach lagerten. Im leztern Dorfe hatte er sie im Pfarrhause versammelt und redete sie also an: „Meine Herren! ich werde morgen den General Daun angreifen. Ich weiß, er ist in guter Stellung; aber zugleich in einem Sack eingeschlossen und wenn ich ihn schlage, so ist

seine ganze Armee gefangen oder sie wird in der Elbe ersäuft. Werden wir geschlagen, so gehen wir alle zu Grunde und ich zuerst. Dieser Krieg dauert mir zu lange; er muß auch Ihnen langweilig seyn. Wir wollen ihn also morgen enden.„ — Alsdann übergab er ihnen die eigenhändig geschriebene, aber kurze Disposition zur Schlacht. Der rechte Flügel der Kaiserlichen stüzte sich hinter die Teiche von Groswich; ihr Mittelpunkt bedeckte den Hügel bei Süptiz; der linke Flügel endigte sich jenseits Zinna und zog sich gegen die Teiche bei Torgau. Friedrichs Plan war wirklich so entworfen, daß, wenn einmal die Oestreicher überwunden waren, ihnen nichts übrig blieb, als entweder die Waffen zu strecken, oder durchs Schwerd zu fallen, oder sich in die Elbe zu stürzen. Die halbe Mondslinie, welche die Daunische Armee bildete, sollte zu gleicher Zeit auf beiden Seiten angegriffen, auf ihren Mittelpunct gedrängt und alsdann geschlagen werden. In dieser Absicht theilte der König sein Heer in zwei Korps, wovon das eine bestimmt war durch die Torgauer Heide zu gehen, um sich der Elbe zu nähern, und dem Feind auf der Süptizer Höhe in den Rücken zu fallen,

indeß

indeß das andere auf dem Eulenburger Wege nach Torgau hinziehen und das Dorf Süptiz angreifen sollte. Wenn die Unternehmungen beider Korps richtig zusammen trafen, so muste der Mittelpunct der östreichischen Armee durchschnitten, die Trümmer besiegt und über den sanft abhängenden Boden gegen die Elbe getrieben werden. — Es war der 3te November, als sich Friedrich mit Anbruch des Tages an der Spize des einen Theils seiner Truppen in Marsch sezte und in drei Kolonnen durch die Torgauer Heide zog. Zu gleicher Zeit ging Ziethen mit dem rechten Flügel der Armee seiner Bestimmung entgegen und hielt den Weg, der von Eulenburg nach Torgau geht. Der König stieß am Rande der Torgauer Heide auf das Beobachtungskorps des General von Ried und warf es zurück; sties bei Wildenhain auf 10 Grenadierbataillone, und diese zogen sich nach einem kurzen Feuer zurück, wobei aber das ganze feindliche Dragoner-Regiment St. Ignon zernichtet und dessen Chef gefangen wurde. Um 1 Uhr des Nachmittags langten die Spizen von des Königs Kolonnen in einer Ebene bei Reiden an, wo abermals ein feindliches Korps vor ihm wich, welches allein den König durch

seine vortheilhafte Stellung zum Rückzug hätte nöthigen können. Indessen hörte der König von der Seite Ziethen's eine starke Kanonade, die ihn verleitete zu glauben, daß dessen Truppen bereits mit dem Feinde im Handgemenge seyn müsten. Friedrich schlich sich also in ein kleines Gehölz, um die Stellung des Feindes selbst zu untersuchen und wo er etwann seine Armee am sichersten möchte in Schlachtordnung stellen können. Daun konte es kaum glauben, daß die Preußen auf ihn anrückten; doch lies er aus Vorsicht Gegenanstalten treffen. Nur 800 Schritte von der feindlichen Armee, vor einem Graben, muste der König seine Truppen gegen die feindlichen Kanonen formiren. Daun hatte 200 solcher Feuerschlünde auf seinen Batterien, die schon 800 Mann tödeten und 30 Kanonen mit Pferden, Zeug und Artilleristen unbrauchbar machten, ehe die Kolonnen noch an den Ort kamen, wo man sie wollte aufmarschiren lassen. Der König hatte sein Fußvolk in drei Treffen gestellt und iedes unternahm nach 2 Uhr hinter einander einen Angriff. Die Nacht dieses trüben regnerischen Tages war nahe, aber der Tod für Tausende noch näher. Denn Daun empfing die Preußen, die durch Wald und Morast

rast ihn in den Rücken kamen, mit einem Feuer, daß selbst Friedrich gegen Offiziers ausbrach: „Meine Herren! welche Kanonade! Wer hat ie so eine erlebt!„ Schrecklich war überhaupt der Donner dieses Batteriefeuers, aber weit schrecklicher die Wirkung desselben unter den Angreifenden selbst. Kaum war eine halbe Stunde abgelaufen, so lagen 5500 preußische Grenadiers tod oder verwundet auf der Wahlstatt. O ihr guten edlen Männer! Der Ruhm eurer Tapferkeit ersterbe nicht! Ihr starbt für Preußens Ehre!

Indeß rückte eine andere Kolonne aus dem Walde an, wo die Wipfel der Bäume, von den Kugeln abgesplittert, schon so manchen getödet hatten. Der Wiederhall des Brüllens der Kanonen war Ruf zum Tode. Zu diesem gingen auch iene durch Wolken von Pulverdampf, über die Toden und Verwundeten, die des Mitleids des Todes noch erseufzten. Dem Beherztesten bebte das Herz! Die besten Cameraden lagen hier im Blute; der König hatte einen Streifschuß auf der Brust; Held Ziethen und sein Korps war noch ferne; der Feind blieb noch ein Fels hinter Feuerschlünden. Doch! vorwärts Marsch! Und ein neuer Angrif des dritten Treffens erfolgte,

folgte, mit iener Ordnung, die damals nur Preußen eigen war. Wurden auch Rotten durch die Kartätschen weggerißen, so rückte immer wieder Camerade an Cameraden, biß Anhöhen erstiegen und Batterien erobert waren. Mittlerweile wurden noch verschiedne seiner bravsten Offiziers erschoßen; als man ihm auch den Tod des Obristlieutenant von Anhalt anzeigte, sagte Friedrich mit Wehmuth zu seinem neben ihm stehenden Bruder: „Heute geht alles schlimm; alle meine Freunde verlaßen mich; man kündigt mir eben den Tod ihres Bruders an!„ O der Blutarbeit! Und doch schien auch diese vergeblich zu seyn, indem Daun Reuterei mit stärksten Nachdruck auf diß Treffen losbrechen lies. Allein Friedrichs tapfere Generale vereitelten ienes kräftige Eindringen und plözlich benuzte der König selbst folgende Umstände. Die Oestreicher hatten nämlich durch ihr heftiges Feuern ihre Munizion zu schnell aufgezehrt und konten die frische nicht an Ort und Stelle bringen. Ihr Kanonenfeuer wurde also nunmehr schwächer. In diesem Moment musten die baireuthischen Dragoner die feindliche Infanterie angreifen. Diß gelang; denn in weniger als 3 Minuten nahmen sie 4 Regimenter gefangen und

Ande-

Andere Kuiraßier-Regimenter brachten gleichfalls viele Gefangene ein und ein Theil der östreichischen Infanterie wurde flüchtig. Allein noch war im Ganzen nicht viel gewonnen und doch die Nacht schon angebrochen: Endlich aber wurde der Sieg auf folgende Art bewirkt. Der König schickte ein frisches Regiment ab, sich der Höhen bei Süptiz zu bemächtigen, wozu der tapfere General von Lestwiz, der aus den ersten zurückgeschlagenen Regimentern 1000 Mann sammelte, redlich beitrug, und wie der König nachmals sagte: der Retter des Staats wurde. Die Truppen sezten sich mit so viel Kanonen, als man in der Eile zusammen bringen und zum Theil mit den Händen ziehen konte, daselbst vest. Und endlich kam denn auch Vater Ziethen bei diesem Ort seiner Bestimmung an, nachdem er vorher heisen Kampf gekämpft hatte. Eine heftige Kanonade auf diesen Höhen in der Dunkelheit der Nacht, brachte die Feinde in Verwirrung. Um nun zu verhindern, daß nicht Preußen wider Preußen fechten möchten, schlug die Infanterie beim Dorfe Süptiz, das in Flammen stand, den Marsch. Kaum hatte sich Ziethen auf diesen Anhöhen geordnet, so kam Lascy mit einem Korps von 20,000 Mann herbei und

suchte ihn wieder zu vertreiben; wurde aber zweimal mit Nachdruck geschlagen, daß er sich endlich gegen halb zehn Uhr des Nachts, nach Torgau zurückzog.

Nunmehr dachten die Oestreicher auf den Rückzug, wobei sie dem Rauschen des Elbstroms nach irgen. Drei über die Elbe geschlagene Brücken kamen ihnen dabei vortreflich zu statten.

Noch war aber bei beiden Heeren der Noth kein Ende. Sie hatten eine lange, nasse und sehr kalte Nacht vor sich; waren ohne Decke, ohne Speise und Trank und irrten in Wäldern und Weinbergen umher, ungewiß ob sie Freunden oder Feinden sich am nächsten befänden, ia! ungewiß, welche Partei wohl das Schlachtfeld behauptet haben möchte! Man konte keines Schrittes Weite sehen. Freunde feuerten oft auf ihre eigne Cameraden, die sie beim ersten Zusammenstossen für Feinde hielten; die Befehlshaber waren tod, verwundet, und ganze Bataillone der Oestreicher geriethen noch in Preussische Gefangenschaft, indem sie ihre eigene Armee wieder suchten. Indeßen erfroren aber Hunderte in ihrem Blute auf nassem und eisigtem Boden mit ihren zerschmetterten Gliedern; mancher hätte vielleicht die schreckliche Nacht noch

überstanden, wenn nicht eine Menge raubsüchtiger Barbaren von Weibern und Troßknechten diesen Hülflosen alle Kleidung biß aufs Hemd vom Leibe gerißen, und dabei manchem, aus Furcht von ihm entdekt zu werden, noch den Todesstoß gegeben hätten — In dem Walde, den der König vor der Schlacht paßirt war, wurden eine Menge großer Feuer angemacht. Um dieselben hatten sich Soldaten von beiden Kriegsheeren gelagert mit der Bedingung, daß, sobald man am Morgen erfahren würde, welche Armee gesiegt habe, sich dieienigen Soldaten, welche zu den Besiegten gehörten, gutwillig dem Ueberwinder ergeben sollten.

Der König hatte sich indeß auf kurze Zeit gegen 10 Uhr in die Kirche des Dorfs Elswig begeben, um daselbst Befehle in Bezug auf die gelieferte Schlacht und des weitern Benehmens gegen die Feinde zu ertheilen, wenn es auf den folgenden Morgen zum neuen Angriff kommen sollte. Gegen Morgen kam der König schon wieder längs der Fronte der Armee vom linken Flügel gegen den rechten herauf geritten; und da er beim Regiment Garde angekommen war, stieg er bei einem Feuer vom Pferde, von seinen braven Offizieren und Grenadieren, die zum

Theil ihr Pfeifchen schmauchten, umgeben. Der König lobte die Tapferkeit der Seinen und sprach mit der grösten Herablassung. Die Grenadiere drängten sich immer näher und näher an ihn, als wollten sie iedes Wort von seinen Lippen auffangen. Einer von ihnen, den der König schon öfter gesprochen, öfter beschenkt hatte, war endlich so dreiste, den so gut gestimmten Helden zu fragen: „wo er wohl in der Bataille gewesen seyn möchte, da sie sonst gewohnt wären, von ihm selbst ins Feuer geführt zu werden?„ Friedrich versezte mit schonender Güte: „daß er während der ganzen Schlacht auf dem linken Flügel nöthig gewesen sey, und deßwegen nicht bei seinem Regiment habe bleiben können.„ Unterdessen knöpfte er sich den blauen Ueberrock auf, weil ihm die Hize des Wachtfeuers beschwerlich wurde. Hierbei bemerkten die Grenadiere, daß beim Aufknöpfen eine Kugel aus den Kleidern des Königs fiel und daß die Oeffnung, die sie in seinen Kleidern gemacht, zu sehen war. Mit staunender Bewunderung hob man die Kugel auf und nun hies es bei den Grenadieren: „du bist noch der alte Frize! iede Gefahr theilest du mit uns! Wer sollte nicht willig für dich sterben. Du wirst uns doch, fragte

ihn

A. W. Küfner. del. et sc. 1788.

Du bist noch der alte Frizze!

ihn ein anderer, nun gute Winterquartiere geben? — Ja! erwiderte der König; nur müssen wir erst Dresden wieder erobern. Als hierauf ein Grenadier den andern vom Tobacksrauchen abhalten wolte, versezte der König: Kinder bleibt, ich rieche den Tobacksrauch gerne.„ Es fehlte wenig, so war es in dieser Schlacht um den König geschehen gewesen. Er bekam einen Streifschuß auf die Brust; sank um, ohne ein Wort zu reden. Zween seiner Flügeladjutanten untersuchten den Schuß, der durch die dicken Kleider gedrungen war, und in diesem Augenblick kam der König wieder zu sich und sagte ganz kaltblütig: es hat nichts zu sagen! An d'Argens schrieb er wenig Tage nach der Schlacht also über diesen Umstand: „Ich habe einen Schuß bekommen, der mich oben an der Brust gestreift hat. Die Quetschung ist aber nicht gefährlich. Die Kugel hatte einen Theil ihrer Kraft verlohren, weil sie einen dichten Pelz und ein samtnes Kleid, welches ich trug, durchdringen muste: dadurch war das Brustbein im Stande, ihrer Gewalt zu widerstehen. Ein wenig Schmerz ohne Gefahr wird mich nicht abhalten, wie gewöhnlich thätig zu seyn.„ Nachdem nun der Morgen das Leichenfeld erleuchtet

hatte,

hatte, sah man erst allgemein, mit Gewißheit, daß die Oestreicher das Schlachtfeld verlaßen hatten. Der Sieg kostete aber dem Könige 13,000 Mann, davon nur 3000 in des Feindes Hände gerathen waren. Die Oestreicher dagegen verlohren 20,000 Mann, davon nur 8,000 und 4 Generale gefangen genommen wurden; dabei errangen die Preußen noch 27 Fahnen und 50 Kanonen. Daun selbst war bei den ersten Angriffen verwundet worden und hatte, da er die Preußen Anfangs zurück geschlagen, folgendes nach Wien geschrieben: „Die gerechten Waffen Eurer Kaiserlichen, Königlichen Apostolischen Majestät haben heute wider den König von Preußen einen vollkommenen Sieg erfochten und der Feind ist geschlagen.„ Allein des Unglücks ohngeachtet, das den Daun noch traf, ward doch dieser tapfere Feldherr, als er seiner Wunden wegen die Armee verlaßen muste, von seiner Monarchin zu Wien mit der grösten Huld bewillkommt.

Am Tage nach der Schlacht ergab sich Torgau an Hülsen und der Prinz Wirtemberg sezte dem Feinde nach. Die nächsten Folgen dieses Sieges beurtheilte der König gegen seinen d'Argens ganz anders als die Welt, die nun

auf

auf des Königs Seite alles für gewonnen hielt. „Ich habe, schreibt er am 10 Nov. aus Meissen, „ich habe die Oestreicher biß an die Thore von Dresden getrieben, wo sie ihr Lager (bei Plauen) vom vorigen Jahre besezt haben, aus welchem alle Geschicklichkeit sie nicht zu treiben vermag. — Bestehen sie hartnäckig in dieser Stellung, so werd ich, wie im vorigen Winter, gezwungen seyn, mich in enge Kantonnirungsquartiere einzuschränken, und alle Truppen zu einem Kordon gebrauchen, um uns in Sachsen zu behaupten. Geringer Gewinn für die unglücklichen Beschwerden dieses Feldzugs! Nur die Philosophie ist noch mein Stab in diesen unruhigen Zeiten, wo alles drunter und drüber geht! Sie sehen, lieber Markis, daß mich mein Glück nicht aufblähet. Vielleicht denkt die Welt anders von meinem Siege und läßt sich vom Scheine blenden. Allein von fern glänzt unser Glück; und hier — da seufzen wir! Durch die Schlacht haben wir unsere Ehre gerettet; aber glauben Sie nur nicht, daß unsre Feinde dadurch so sehr niedergeschlagen seyen, daß sie gezwungen wären Frieden zu machen! — Es ist um mich her so dunkel, als wenn ich tief im Grabe läge. Ich verhele Ihnen nichts —

aber den ganzen Umfang meines Kummers kan ich Ihnen nicht entdecken.„ Und am 16ten dieses Monats schrieb er demselben aus U..ersdorf: „Dresden werden wir nicht bekommen und daher einen traurigen Winter haben. Wir sehen uns genöthigt, uns Gränzen zu machen, nämlich durch Striche Landes, die wir verheeren, um den Feind zu verhindern, uns den Winter über in unsern Quartieren zu beunruhigen. — Stellen Sie sich meine Verlegenheit vor, wenn ich Ihnen sage, daß ich den Unterhalt und die Bezahlung meiner Armee, durch allerlei Kunstgriffe, anzuschaffen gezwungen bin. Ueberdiß bin ich ohne alle Gesellschaft, bin aller Personen, die ich liebe, beraubt, muß mir selbst alles seyn, und theile alle Augenblicke meines Lebens zwischen einer fruchtlosen Arbeit und tausend Besorgnißen.„

In diesem unruhigen Monate schrieb er fast in gleichem Tone auch einige Briefe an die ehemalige Hofdame seiner Mutter, an die betagte, geistvolle Frau von Camas. Nur einige Stellen daraus. „An den Marschtagen besteht mein Mittagessen nur in einer Tasse Schokolade. Wir sind, nach unserm Siege, gelaufen wie die Narren, um zu versuchen, ob wir die Oestreicher

nicht

nicht aus Dresden iagen konnten; sie haben uns aber von der Höhe ihrer Gebürge herab ausgelacht. Ich bin stehendes Fußes wieder zurück gegangen und habe mich wie ein kleiner Junge, vor Verdruß in eines der verwünschten sächsischen Dörfer versteckt. Ich versichre Sie, ich führe ein sehr armseeliges Leben, das, den Don Quichotte ausgenommen, noch niemand als ich geführt hat. Diese Unordnung hat mich so alt gemacht, daß sie mich kaum mehr kennen würden. An der rechten Seite des Kopfs ist mir das Haar ganz grau geworden; meine Zähne brechen ab und fallen aus; mein Gesicht ist runzlich wie das Falbala an einem Weiberrock; der Rücken gewölbt, wie bei einem Mönch de la Trappe. — Nur das Herz bleibt mir unverändert übrig, und wird, so lang ich athmen werde, die Gesinnungen der Hochachtung und der zärtlichsten Freundschaft für Sie, gute Mama! bewahren.„

So mäsig nun auch der König von den Folgen ienes Sieges urtheilte, so gros waren sie doch wirklich. Denn nun zogen sich die Russen abermals nach Pohlen zurück. Der Prinz von Wirtemberg konte also ienes Korps, das gegen die Schweden stand, verstärken; General

Golz die gefährlichen Unternehmungen Laudons in Schlesien vereiteln, und Friedrich seine Winterquartiere am 8 December in Sachsen beziehen. Er selbst errichtete sein Hauptquartier zu Leipzig „um auszuruhen von einem wahren Hundeleben, das man sich aber nicht dürfe merken lassen„ oder vielmehr, dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig näher zu seyn, mit dem er gewiße Unternehmungen zu verabreden hatte.

Ehe wir nun den König in dieser Winterruhe beobachten, müssen wir erst des dißiährigen Feldzugs der Verbündeten gegen die Franzosen gedenken, der im Ganzen genommen zwar höchst mühseelig, aber doch nicht der glücklichste war. Broglio, der Chef der französischen Armee, hatte die Absicht, in Hessen und von da ins Hannöversche, so weit es möglich seyn würde, einzudringen. Prinz Ferdinand dagegen richtete alle seine Unternehmungen dahin, diese Absicht zu vereiteln; theils durch die Einnahme einiger Hauptposten, theils durch die Zernichtung einiger feindlicher Detaschementer; theils auch durch eine Diversion, welche der Erbprinz von Braunschweig auf Wesel machen muste, um die Feinde, die er in Hessen vor sich hatte, zu schwächen. Allein die erste Unternehmung

der

der Verbündeten lief unglücklich ab. Denn als der Prinz Ferdinand, der sich in Ziegenhain befand, sah, daß St. Germain, der vorher am Niederrhein stand, sich mit Broglio vereinigen wollte, schickte er den Erbprinzen, der die Avantgarde führte, um diß zu verhindern, ins Waldeckische und er selbst folgte ihm auf dem Fuße nach. Bei Korbach wurde aber der Erbprinz von der französischen Armee mit einer solchen Ueberlegenheit an Mannschaft angegriffen, daß er sich mit einigem Verlust wieder zu seinem Oheim zurückziehen muste. Er selbst war verwundet. Sein Benehmen bei dieser Affaire aber so weise, daß er beim Zurückzug wie ein Sieger bewundert wurde. Indeß ertrug der Erbprinz den Verlust mit Unwillen und verschob es nur 7 Tage sich zu rächen. Denn schon am 16 Julii hob er zu Kirchhain ein ganzes Detaschement von 3000 Franzosen samt ihren Befehlshabern auf. Nicht so gut gelang es Broglio, der indessen das Korps des hannöverschen Generals von Spörken auf gleiche Art zu fangen versuchte, aber nur dessen Nachtrupp übel behandeln konnte. Jedoch auch dafür verschaften sich die Verbündeten Genugthuung. Sie kamen nemlich bei Warburg mit einem Theil

der französischen Armee, unter dem Ritter Muy, ins Gefecht, und schlugen diesen mit einem Verlust von 4000 Mann und 20 Kanonen. Aber an dem nemlichen Tage wurde auch Kassel von den Franzosen eingenommen und der Graf von der Lausiz, der diese Stadt belagert hatte, drang nun über Münden in das Kurfürstenthum Hannover ein. Allein seine Eroberungen hatten eine sehr kurze Dauer. Denn der Erbprinz und General Luckner nöthigten ihn im August, Eimbeck, Nordheim und Göttingen wieder mit Verlust an Mannschaft zu verlassen. Doch fiel dafür die Vestung Ziegenhain mit 700 Mann Besazung den Franzosen in die Hände, und so befand sich Broglio im Besiz von ganz Hessen. Seine nachher genommenen Maasregeln bewiesen nur zu deutlich, daß er die Absicht, ins Hannöversche einzudringen, und dort sowohl, als in Hessen, sich den Winter über zu behaupten, noch immer verfolge. Diese gefährliche Absicht suchte Ferdinand durch eine den Franzosen gemachte Diversion zu vereiteln und schickte deswegen den Erbprinzen mit 15,000 Mann nach Wesel hinab, um durch die Belagerung dieser Stadt einen Theil der feindlichen Uebermacht auf eine ganz andere Seite zu lenken. Allein Broglio

lies

lies ihn mit schnellen Märschen vom General Castries an der Spize von 30,000 Mann eiligst verfolgen. Es kam hierauf am 16 October bei Rheinbergen zu einer Schlacht, bei der aber der Erbprinz den Franzosen das Schlachtfeld lassen muste. Ihm selbst blieb der Ruhm, als ein Held gefochten zu haben, der gegen eine Uebermacht, die zum Theil in Wäldern geschüzt war, nicht zu stehen vermochte. Der Erbprinz kam verwundet aus der Schlacht. Kein Franzose verfolgte ihn; aber die Belagerung von Wesel muste aufgegeben werden. Ferdinand indessen, kühn in seinen Entwürfen und groß in der Ausführung, gab noch immer den Wetteifer nicht auf, Hessen wieder zu bekommen. Zwar waren die Vortheile gros, die die Franzosen mit Einbruch des Winters über ihn erhielten. Broglio war nicht nur im Besiz von Hessen und einem Distrikt vom Hannöverschen; sondern lies auch ein Detaschement Sachsen und Franzosen bis Gotha rücken, dadurch er die Preußen und Verbündeten zugleich in die Enge trieb. Durch die Wünsche des Königs selbst bewogen, rückte Ferdinand vor, um Göttingen wieder zu erlangen; allein das Glück begünstigte ihn nicht. Es wurde hierauf ein neuer

Entschluß gefaßt und im tiefsten Winter auf folgende Art ausgeführt. Der König lies nemlich im Anfang Februars 1761 ein Korps von 7000 Mann seiner eignen Truppen zu den Verbündeten marschiren. Bei Langensalza stießen sie am 12 dieses Monats auf General Stainville mit einem Korps Sachsen und Franzosen. Auf die ersten Wirkungen der preußischen Kanonen wich schon die französische Reuterei — die verlassenen Sachsen machten alsdann auch Bewegungen zum Rückzug, musten aber 3000 Mann und 60 Offiziers als Gefangene zurücklassen. Der Feind wurde allenthalben verfolgt, durch Luckner bei Eisenach und Bach zerstreuet; die Franzosen flohen hinter ihre vesten Posten bestürzt zurück; kamen um ihre Magazine und Prinz Ferdinand konnte mit der Hauptarmee gerade auf Kassel rücken. Diese vom Bruder des französischen Chefs mit Muth und 6000 Franzosen vertheidigte Vestung lies Ferdinand vom Grafen Lippe mit 15,000 Hannoveranern belagern, und da Broglio sich bis Frankfurt hinauf entfernt hatte, so unternahm er ein Gleiches mit den Vestungen Ziegenhain und Marburg. Allein die Unwissenheit der Ingenieure, schreibt der König, die Verspätung der Kriegs-

nisse, die schlechten Wege — machten, daß sie alle drei mißlangen. Denn Broglio, dem viel an Kassel lag, rückte den Verbündeten wieder näher, schlug den Erbprinzen bei Stangerode, und kam alsdenn den heßischen Vestungen wieder zu Hülfe, worauf Ferdinand Hessen räumte und mit der grösten Klugheit im Anfang des März sich ins Hannöversche zurückzog. Beide Parteien begnügten sich nun in ihren Winterquartieren ruhig zu bleiben. Jene 7000 Preussen aber führte General von Schenkendorf gegen 4000 Mann Reichstruppen ab und schlug sie bei Schwarzburg so nachdrücklich, daß sie 1200 Gefangene mit zurück brachten.

Alle Vortheile also, die die feindlichen Armeen insgesamt über den König und seine Verbündeten in dem dißjährigen Feldzuge erhalten hatten, bestunden darinnen, daß die Franzosen Hessen behaupteten und verheerten; und daß die Vestung Glaz sich in den Händen der Oestreicher befand! Geringer Gewinn für so viel Geld und Blut und Mühseeligkeiten! Frankreich empfand die Last des Kriegs auserordentlich und muste solche von nun an immer mehr empfinden, da ihm die Engländer in Asien Pondicheri und in Amerika Kanada weggenommen

und dadurch ihren ganzen Handel gestöhret hatten. Das französische Volk murrete laut über das Ministerium, daß es so lange für den ehemaligen Erbfeind Frankreichs, Krieg führe und jährlich 400 Millionen Livres dabei aufopfere. Allein weder Frankreich noch Schweden hatte ernstlich Lust, diesem Mißvergnügen des Volks durch einen wirklichen Frieden Einhalt zu thun, sondern die Männer, so am Ruder saßen, nahmen nur die Masque friedfertiger Gesinnungen an, um das murrende Volk noch länger hinzuhalten und England in seinen Zurüstungen aufs Jahr 1761 etwas unthätiger zu machen. Theresia that iedoch den Vorschlag zu einem Friedenscongreß in Augsburg; da aber Friedrich in den vorläufigen Verabredungen bedung, daß kein Minister des Kaisers zu diesem Kongreß Zutritt erhalten könne, weil man mit der Kaiserin Königin, nicht aber mit dem Oberhaupte des Reichs, Krieg geführt habe, so kam dieser weltberühmte Kongreß nie zu Stande. Diese abermahls mißlungenen Versuche zum Frieden musten für den König um so empfindlicher seyn, da er im October 1760 das Haupt seiner treuen Bundsgenoßen, den König von England Georg II, verlohren hatte. Mit dem Tode dieses Regen-

ten

ten von heldenmäsiger Beharrlichkeit, schwand allmählig des grosen Pitt's mächtiger Einfluß in die Entschlüße der Nation für Preußen und ihr eigenes Interesse. Sein College Bute brachte es endlich so weit, daß die bisher bezahlten vier Millionen Thaler dem Könige von Preußen gänzlich abgeschlagen wurden. Und so hatte denn Friedrich abermals so viel als eine ganze Provinz verlohren, ohne in Konstantinopel durch die langen und vielfältigen Negotiationen eine wesentliche Schadloshaltung dafür erhalten zu können. Denn hier schloß zwar im April des folgenden Jahrs der preußische Minister mit dem Großweßir einen Freundschaftsvertrag, aber ohne eine andere Wirkung, als daß Rußland und Oestreich etwas aufmerksam wurde. Zu einer wirklichen Diversion waren die Türken nicht zu bewegen.

Die zween lezten Feldzüge samt dem Frieden 1763.

Den Winter vor dem Feldzuge des Jahrs 1761 bracht' Friedrich wirklich, wie er sich vorgesezt hatte, in Leipzig, und zwar grosen Theils im Schoos der Musen zu. Der gelehrte Obriste Quintus Icilius, der besonders die Tactik der Griechen und Römer studirt hatte, war nebst d'Argens sein täglicher Gesellschafter. Jener vermocht ihn auch, daß er sich von Zeit zu Zeit mit einigen dasigen Gelehrten unterhielt, unter denen sich Gellert durch seine edle Freimüthigkeit, durch seinen bescheidnen Widerspruch und durch die feine Art, ihm ein Kompliment zu machen, am meisten empfahl. Nach einer interessanten Unterredung mit diesem frommen Gelehrten über seine Fabeln und über die geringen Fortschritte der deutschen Literatur, die der König nur aus seinen Knabenjahren dürftig kante, und für die auch das damalige Orakel der deutschen Dichtkunst und Beredsamkeit, der pedantisch wizige Gottsched, ihn nicht sonderlich einnehmen mochte, erklärte Friedrich gegen seine Freunde: diß sey der vernünftigste unter allen deutschen Gelehrten! — Gellert bat den grosen König, um den Frieden für sein

Vaterland; eine Bitte, die in beiden gleich wehmüthige Empfindungen verursacht haben mag; bei Gellert, weil er sah, wie hart sein liebes Vaterland und besonders das sonst so glückliche Leipzig damals durch die schrecklichen Contributionen beängstiget und seinem Ruin so nahe gebracht wurde; bei dem Könige, weil es nicht in seiner Gewalt stund, diese unglückseligen Zeitläufte durch den Frieden zu verkürzen. „Wie kan ich diesen herstellen? so viele wieder einen!„ war des empfindsamen Monarchen schonende Antwort. Auser diesen Unterhaltungen mit Gelehrten, erquickte ihn bei den ernsthaftesten kriegerischen Anstalten, die Musik, das Bücherschreiben und bisweilen wohl auch ein unschuldiger Zeitvertreib mit seinen Hunden, als hätt' er sich während seiner Unterhaltungen mit diesen truglosen Thieren öfter eine zeitlang von den gefährlichen, tükevollen Menschenverhältnißen losmachen wollen, in denen er mit iedem neuen Tage auf eine neue Art herum getrieben wurde. Geld und Menschen für den neuen Feldzug aufzutreiben, blieb aber immer die Hauptaufgabe in diesem Winter. Alle Nerven der Staaten wurden aufs neue angestrengt. Der Werth der unter preußischem und sächsischem Stempel geschlagenen

genen Münzsorten, wurde durch den preußischen Münzpächter, den Juden Ephraim, immer geringer und Maria Theresia bezahlte die meisten Lieferungen für ihre Truppen, und ihre sämtlichen Staabsoffiziere, mit Papieren oder einer Art von Staatsobligationen. Doch hatte sie einen größern Reichthum an Menschen, als Friedrich. Dieser ersezte die alten abgegangenen Soldaten, zum Theil durch iunge Bauernpursche aus Gegenden, wo ohnehin der Feldbau des Kriegs wegen unterbleiben muste, und alle Jünglinge, die noch fern von Mannesreife waren, wurden aus den Cadetenschulen genommen, den Regimentern einverleibt und oft in der Blüthe ihrer Jahre schon zu den wichtigsten Unternehmungen abgeschickt. Nun sah man nicht mehr auf Längenmaas; wer die Musquete tragen konte, taugte ins Feld; wurde rasch weg, am Festtag wie am Werktage, exercirt und in wenig Wochen war der unbeholfenste Pursche zum flinken Infanteristen und Cavalleristen umgeformt. — Friedrichs Feinde wolten noch immer nichts vom Auslösen der Gefangenen hören; doch erhielt iener einigen Ersaz in den feindlichen Deserteurs, die nun weit häufiger als vorhin sich einfanden. Diese Ueberläufer

wusten nur zu gut, daß der preußische Soldat, weniger als ieder andere, auf der faulen Haut liegen dürfe; sie wusten aber auch, daß Friedrich es nicht nur nie am nöthigen Unterhalt fehlen, sondern daß er iedem Mann auser seinem gewöhnlichen Sold wöchentlich auch noch ein Pfund Fleisch abreichen lasse. Diese und andere wohlthätige Einrichtungen bei der Armee, durch welche bei der strengsten Subordination, doch immer die Soldaten so viel als möglich alles unnöthigen Zwangs überhoben und die Offiziere in Gefahren dem gemeinen Manne gleich gemacht wurden, lockten so viele zu den preußischen Fahnen, daß Friedrich im Stande war, auch bei diesem neuen Feldzuge, seinen Feinden ein mäsiges Heer entgegen zu stellen. Doch was war es gegen die Menge Russen und Oestreicher! Was seine Verbündeten gegen die Schaaren der Franzosen und Reichstruppen! Der Schweden gar nicht zu gedenken! Wie solte nun Friedrich beim neuen Feldzuge Pläne der Feinde zernichten, die so geschickt entworfen waren und deren Wesentliches im Folgenden bestund:

Frankreich beschloß in diesem Jahre 61, zwo Armeen, die eine am Niederrhein, unter

Soubise und die andere unter Broglio im Hannövrischen agiren zu lassen. Laudon solte in Schlesien, von einem Theil der Russen unterstüzt, einen Belagerungskrieg führen, und so der eigentliche Wiedereroberer dieser Provinz werden; mit einer andern Schaar Russen sollte Romanzow Kolberg belagern und dabei sich der rußischen und schwedischen Flotte bedienen können. Daun behielt sich die entscheidenden Unternehmungen an der Spize der kaiserlichen Armee in Sachsen vor; diese war gleichsam das große Menschenmagazin, aus welchem er Detaschementer aussenden wolte, wo und wenn sie nöthig seyn würden. Du siehst, mein Sohn! daß die treflichsten und versuchtesten Kriegshelden vereint, alles aufgeboten hatten, um den König aufs äußerste zu bringen! So schreite den getrost mit ihm zu diesen gefahrvollen Feldzug; auch bei diesem wirst du Gelegenheit genug finden seine Weisheit zu bewundern, sein Schicksal zu bedauern, und den Helden zu lieben. — Als er im Allgemeinen den Operationsplan seiner Truppen entworfen hatte, lies er seinen Bruder Heinrich gegen Daun in Sachsen, und er selbst marschirte mit dem Anfang des Maies nach Schlesien, wo es bald nicht mehr

zweifel-

zweifelhaft war, daß sich 70,000 Russen unter Butterlin mit dem 60,000 Mann starkem Laudon vereinigen sollten. Diesen insgesamt konte Friedrich nur 50,000 entgegen stellen. Er muste also sein Heer in Schlesien so stellen, daß es sich schnell allenthalben hinzuwenden im Stande wäre, wo es nöthig seyn würde, den Feinden zuvor zu kommen; damit eine so oft vorgehabte Vereinigung derselben, so lange als möglich, verhindert werden möchte. Auch faste er den Entschluß: den Oestreichern allein eine Schlacht zu liefern, so bald sich eine günstige Gelegenheit dazu zeigen würde; übrigens aber sich gegen die Russen blos sorgfältig vertheidigungsweise zu verhalten. Denn der König konnte sicher voraussezen, daß, wenn er einen Sieg über die Oestreicher davon trüge, die Russen sich dann von selbst zurückziehen würden; wenn er aber auch immer den nemlichen Vortheil über die Russen erhalten würde, diß Laudon nicht abhalten könnte, seine Unternehmungen gegen den König fortzusezen. Ueberdiß war die preußische Armee nicht in der Verfassung, wie ehehin, sich täglich schlagen zu können, und der König sah sich folglich genöthigt, die Kräfte derselben nur für die entscheidensten Augenblicke aufzu-

bewah-

bewahren. Mit welchen Gesinnungen er überhaupt seinen damaligen Feldzug eröffnet, beweist ein Brief an d'Argens im Anfang des Junius. „Ich bin, lieber Marquis! zum Glück und Unglück bereit. Singen Sie dem Glück, dessen Beistand wir so nöthig haben, einen kleinen Lobgesang. Die Königin von Ungarn ist auf den Krieg erpicht. Fünf Jahre lang dient' ich den Pfeilen des Wiener Hofes und seiner Bundsgenossen zum Stichblatt. Es ist hart, stets zu leiden; und ich fühle, daß die Rache, wie die Italiäner sagen, ein göttliches Vergnügen seyn kan. Meine Philosophie leidet so harte Stösse, daß sie sich in gewißen Augenblicken vergißt. — Ob ihre Franzosen Friede machen, oder den Krieg fortsezen werden, weiß ich nicht; ich gleiche einem Doctor; ich weiß nichts, außer daß ich sehr wünschte, Sie wieder bei mir in meiner kleinen Einsamkeit zu sehen, fern von Verbrechen, von Kabalen, von heroischen Thorheiten der Thoren, und dem Geräusche eines zu unruhigen Lebens, das den Thron umschwebt, und im Getümmel der grossen Welt anzutreffen ist.„

Indem nun der König den Junius hindurch sich gegen die anziehenden Feinde durch künstliche

liche Stellungen und zweckmäßige Vertheilungen seiner Truppen zu verwahren bemühet war, studierte er in dieser mißlichen Lage zur Erholung die Philosophie des Gassendi und schrieb die Resultate seiner Lectüre an seinen erst erwähnten Freund auf eine Art, die den Leser verlegen macht, ob er in dieser Periode mehr den gründlichen Philosophen oder den wachsamen Krieger bewundern soll. Nur den Schluß dieses tief gedachten Briefs. „Da hab' ich nun, mein lieber Markis! ein großes Werk gelesen. Ich eilte damit fertig zu werden, weil ich fürchtete, daß Laudon mein Studieren gröblich unterbrechen möchte. Izt hab' ich mir Schriften zu lesen gewählt, die ich ohne Bedauern bei Seite legen kan. Nach Verlauf des Octobers, hoff' ich, Ihnen zu schreiben, nicht über spekulative, sondern über die practische Philosophie. Verwahren Sie ihren Körper recht gut, damit er die Dauer der Atomen des Gassendi erhalte.„ — Mehrere Briefe, die er in den Monaten Junii, Julii und August an seinen Freund schrieb, enthielten die schönsten Bemerkungen über spekulative Philosophie, versezt mit dem feinsten Wiz. Sie sind keines Auszugs fähig; doch lassen sich noch einige Stellen ausheben, die

die seine kriegerische Lage charakterisiren. Als er am 9 Jul. aus dem Lager bei Pulzen in einem ernsthaften Briefe abermals den traurigen Entschluß geäusert hatte, „entweder das Vaterland zu retten, oder wenigstens Herr über seinen Geist zu bleiben„ kam er abermals auf Gassendi, Bayle und Cartesius und schloß seinen Brief also. „Ich begreife„ daß man ein schönes Feld vor sich hat, wenn man die Wirbel, das Volle, die zackigte Materie und die angebohrnen Ideen dieses Philosophen widerlegen soll. Möchten die Entwürfe meiner Feinde zum Feldzuge eben so lächerlich seyn, als es das System des Cartesius ist! Könnt' ich sie eben so leicht durch wichtige Argumente nicht in barbara, sondern de facto widerlegen! Immer komm' ich wieder auf meine Angelegenheiten, lieber Markis, und ich gestehe Ihnen, daß mir, ohnerachtet aller Vernunftschlüsse des Gassendi, der Laudon, der Odonel und alle die Leute, die mich verfolgen, Zerstreuungen verursacht haben, denen ich nicht widerstehen konnte„; und am 25 Jul. aus dem Lager bei Ottmachau: „Laudon kam den 20sten aus den Gebirgen hervor, und näherte sich Münsterberg; den 21sten marschirte ich nach Nimptsch, und den

den 22sten vor seinen Augen nach Münsterberg, um seine Absicht, sich mit den Russen zu vereinigen, zu hintertreiben. Die Russen laß' ich bei Namslau beobachten.„ Der König konnt' aber nicht hindern, daß sie am ienseitigen Ufer der Oder in Schlesien plünderten und verheerten. — So sehr sich indessen Friedrich und seine Generale bemühet hatten, die Vereinigung der Russen mit den Oestreichern zu vereiteln, so viel List und Tapferkeit auch dabei versucht worden war, so must' er doch endlich geschehen lassen, daß in der Mitte des August die Russen bei Striegau mit den Oestreichern zusammenstießen. Nun muste der Monarch ein vestes Lager suchen, wo nicht nur seine Armee gegen einen Ueberfall, sondern auch die Vestung Schweidniz gegen eine Belagerung gesichert war. Der König fand das gewünschte Lager, unter hundert andern Besorgnissen, denen sein reger Geist zwar abzuhelfen suchte, aber doch nicht immer abhelfen konnte, bei Bunzelwiz, eine Meile von Schweidniz. Nie hat Friedrich sorgfältiger eine Schlacht vermieden, als dißmal, gegen so überlegene vereinte Feinde! Nie hat er aus diesem Grunde ein Lager stärker von allen Seiten bevestigen lassen, als dieses. Es glich dasselbe

einem Waffenplaz, von welchem ein Berg bei Würben die Citadelle war. Außer seinen natürlichen Bevestigungen hatte es 24 große an einander hängende Batterien, die außer den Kanonen der Armee, noch mit 150 solchen Feuerschlünden aus Schweidniz besezt waren. Ueberall waren die Verschanzungen 16 Fuß dick, die Graben 12 Fuß tief und 16 breit. Um die Fronte stunden starke Pallisaden, und die ausspringenden Theile der Werke waren unterminirt. Vor den Minen hatte man Wolfsgruben angelegt und vor den Wolfsgruben bestand die ganze äußere Einfassung aus spanischen Reutern. Kurz! die Armee des Königs wurde mit 460 Kanonen, mit 182 Minen, die mit Kugeln und Haubizgranaten gefüllt waren, und auf das erste gegebene Zeichen Tod und Verderben um sich her verbreiten konnten, umgeben. Innerhalb 3 Tagen war diese ungeheure Arbeit, der immer die halbe Armee sowohl bei Tage als in der Nacht sich unterziehen muste, vollendet. Eh' aber noch diese Anstalten zur Sicherheit ganz beendigt waren, zogen schon die feindlichen Generale, Butturlin, Czernischef, Brentano, Berg und Beck, durch die verschiedenen Stellungen ihrer Korps, eine Art von Cirkumvalla-

vallazionslinie um die preußische Armee. Laudon selbst trat in die Ebenen hervor und versuchte diß Lager bei dem Dorfe Jauernick anzugreifen. Allein schon der erste preußische Major, Favrat, den er im Dorfe auffodern lies, sich zu ergeben, antwortete ihm in einem Tone, wie Preußen, denen Ehre theuer ist, zu antworten pflegen. Laudon muste also dißmal abstehen. Da er aber dem Könige so nahe stund und schon ehehin bewiesen hatte, daß er ein Freund von nächtlichen Ueberfällen sey, so lies Friedrich alle Abend die Zelter in seinem Lager abbrechen, die Pferde satteln, die Verschanzungen besezen und überhaupt seine Armee unter dem Gewehr in einem schlachtfertigen Zustande stehen, damit sie nicht im Schlaf vom Tod übereilt werden möchte. Nur der wiederkehrende Tag bracht' ihnen Stunden der Ruhe, weil an diesem nichts zu besorgen war. Fast kan man sagen, daß des Staats Wohlfarth allein auf des Königs Erhaltung in diesem Lager beruhete. Der Monarch sah es nur zu gut ein; und aus dieser Ueberzeugung muß die beispiellose Sorgfalt erklärt werden, mit der er es bevestigte und vertheidigte. Der große Umfang dieses Plazes konnte nur an drei Orten mit ei-

nem Angriff bedrohet werden; aber gerade einen dieser Angriffspuncte, Laudon gegenüber, übernahm der König selbst zu vertheidigen; den andern Ziethen, gegen das eine Korps der Russen; den dritten Ramin, gegen das andere russische Korps und gegen den Oestreicher Brentano. In dieser Lage erwarteten die umringten Helden, die aus der Vestung Schweidniz ihren Proviant zogen, den Angriff eines Feindes, gegen den sie außer dem Lager unmöglich bestehen konnten. Friedrich begab sich selbst alle Abend auf eine Batterie und lag oft ganze Nächte auf der bloßen Erde, oder auf einem Tornister. „Nehmt einen Bund Stroh mit, sagte er an einem dieser Abende seinen Begleitern, damit ich nicht wieder, wie die vorigen Nächte, auf der Erde liegen darf.„ Auf diesem Posten besprach er sich denn auch öfter auf die herablassendste Art mit seinen Soldaten über ihren Dienst, Vaterland und andere Angelegenheiten, und erhielt auch dadurch ihre Wachsamkeit.

Durch solche zweckmäßige Anstalten hemmte der König die Thätigkeit der ihn umgebenden koloßalischen Armee zwanzig Tage lang. Er hatte diß Lager noch nicht lange bezogen, als ihm

ein ungeschickter rußischer Offizier gefangen eingebracht wurde, und in der Angst folgendes berichtete. Butturlin habe in einem fröhlichen Augenblik und mit dem Glas Wein in der Hand dem Laudon versprochen, mit ihm am 1 Sept. den König in seinen Verschanzungen anzugreifen. Alle Anordnungen dazu wären sogleich gemacht worden; als aber Butturlin sich am Morgen eines beßern besonnen, und befürchtet hätte, es möchten die Oestreicher bei dieser gefährlichen Expedition seine Armee aufopfern, um für sich den Sieg zu erkaufen, so habe er zum grösten Verdruß für Laudon, den in einer fröhlichen Stunde genehmigten Plan, wieder aufgegeben. — Als nun die Armeen sich biß zum 10 September einander lauernd angesehen hatten, und die Oestreicher nicht mehr im Stande waren, den Russen Unterhalt zu verschaffen; so muste sich Butturlin mit seinem Korps nach Pohlen zurück ziehen, wo ihm aber noch vor seiner Ankunft, durch ein vom König abgeschicktes Korps unter General Platen, seine Magazine zerstört, 5000 Wagen und 5 Bataillone waren weggenommen worden. Indessen blieben noch immer 20,000 Russen unter Czernischef bei den Oestreichern; Laudon war also auch noch iezt dem König an

Macht weit überlegen. Bei alledem fand er aber doch für besser, sich wieder ins Gebirge gegen Kunzendorf zurück zu ziehen. Auch der König verlies nunmehr sein vestes Lager; weil ihm Schweidniz in die Länge doch keinen Proviant mehr liefern konte, und weil er überhaupt die feindlichen Heere gerne von dieser Vestung entfernt gesehen hätte. In diesem wichtigen Plaz befehligte General von Zastrow. Diesem empfahl der König die genaueste Vorsicht, indeß er selbst mit der Armee von der Vestung zween Märsche weit entfernt seyn würde, und damit es ihm nicht fehlen möchte, so lies er ihm noch ansehnliche Verstärkung zurück. Allein es war im Rath der Vorsehung abermal großes Unglück über den sorgfältigen König verhängt. Sein Lager war seit dem 29sten bei Noßen, um daselbst die Bewegungen der Feinde zu beobachten, als ihm am 1 Oct. die Nachricht hinterbracht wurde, daß die Oestreicher die Vestung Schweidniz durch Ueberrumpelung eingenommen hätten. Dieser Verlust war unerwartet und so schrecklich, daß dem König dessen Wahrheit Anfangs unglaublich schien; allein er erfuhr bald genug die nähern Umstände von einem Unglück, welches den Untergang des Staats näher vorberei-

bereitete. Man bewahrte nämlich in dieser Vestung ungefähr 500 Gefangene, unter welchen sich ein Major Rocca, ein Italiäner, befand. Dieser hatte sich vorgenommen, den Oestreichern die Vestung in die Hände zu spielen. In dieser Rücksicht hatte er die Geschicklichkeit gehabt, sich bei dem Befehlshaber so sehr einzuschmeicheln, daß dieser ihm mehr Freiheit gestattete, als ein Gefangener haben darf, besonders wenn Feinde der Vestung nahe liegen. Rocca ging sogar in den Werken umher und wuste alle Wachen und alle Nachläßigkeiten. Kurz er spann ein Verständniß in der Stadt an; auf welches Laudon, den er von allem unterrichtet hatte, folgenden Eroberungsplan gründete. Er lies nämlich in der Nacht vom lezten September biß ersten October mit 20 Bataillonen die Vestung an 4 Orten bestürmen. Der General Zastrow, sonst ein treflicher Krieger, war gerade auf einem Ball gewesen, und hatte zwar, da er etwas feindseeliges bemerkte, die Besazung in die Werke vertheilt, aber die Offiziere ohne die nöthigen Verhaltungsbefehle gelassen. Dazu kam noch, daß er weder Reuter ausschickte, noch Leuchtkugeln werfen lies, um etwas von den Bewegungen der Feinde zu erfahren. Diese

kamen also biß an die Pallisaden, ehe sie entdeckt wurden. Obgleich 191 Artilleristen und 240 Kanonen sich in der Vestung befanden, so geschahen doch nur 12 Schüße und das kleine Feuer muste durch das unsinnige Andringen der mit Brandwein begeisterten Russen und Oestreicher auch bald schwach werden. Denn die Heftigkeit der Russen gieng so weit, daß, als sie in den Werken an eine Tiefe kamen, wo die Zugbrücke abgebrochen war, die *Hintern* die Vordersten so lange drängen musten, biß *eine hinlängliche* Anzahl hinabgestürzt war, um diese Tiefe statt mit Faschinen, in der Geschwindigkeit mit Menschenkörpern anzufüllen. Nichts desto weniger wurden die Oestreicher zweimal zurückgetrieben. Als aber der Obriste von Laudons eigenem Regimente ausrief: „Brüder! wir müssen entweder den Wall ersteigen oder hier sterben; diß hab ich unserm General *versprochen!*„ so wurde endlich das Fort erstiegen. So bald der Feind innerhalb der Werke war, öffneten die östreichischen Gefangenen das innere Stadtthor, und innerhalb einer Stunde gegen 3 Uhr des Morgens, war Schweidniz ganz in des Feindes Händen. Zufälliger Weise, andere sagen, durch absichtliches Anzünden eines Preußen,

der

der nicht ungerochen dem Feinde die Vestung überlassen wollte, flog ein Pulvermagazin in die Luft und zernichtete zugleich 300 Oestreicher; diß war aber auch beinahe der ganze Verlust, den die Feinde bei diesem Sturme, auser ienen todgetretenen Russen, hatten. So verlohr denn der wachsame König in einer Nacht durch die Sorglosigkeit eines Generals, nicht nur eine Besazung von 3000 Mann samt aller Munition, sondern es wurden dadurch auch alle seine Pläne in diesem Feldzuge zerrüttet, und die Oestreicher durch diese Eroberung, nach 6 blutigen und vergeblichen Feldzügen, zum erstenmal in den Stand gesezt ihre Winterquartiere in Schlesien zu nehmen, welche Provinz nun um die Hälfte verlohren war.

Man merkt es noch an der schriftlichen Erzehlung Friedrichs, in der Geschichte des 7iährigen Kriegs, daß ihn diß Unglück tief geschmerzt habe; und in einer Epistel an d'Argens hieß es: „seit diesem Tage dringt von ieder Seite auf uns Zerrüttung ein; seit dieser Schlag des Schicksals uns betraf, sind alle Schrecken neu erwacht. Von Cosel biß nach Colberg hin, vom Viadrus biß an den Rhein, verströmen nun des Erzes Donnerschlünde, verströmen Flammen,

Schwer-

Schwerter ihre Gräuel auf alle meine Lande. — Mit eitlen Planen töd' ich manchen theuern Augenblick! — O Vaterland! o theurer Name! in deiner Noth gelobt und opfert dir mein Herz, mein wehmuthsvolles Herz, den matten Ueberrest von meinem unglücksvollen Leben!„ — Dem vormaligen Commendanten von Schweidniz, der sich vermuthlich bei ihm zu rechtfertigen gesucht hatte, schrieb er zurück: „Ihr schreibt mir, wie Franz der erste nach der *Schlacht bei Pavia* an seine Mutter schrieb: *alles verlohren, nur die Ehre nicht.* Ich kan indessen das Schicksal, das euch betroffen hat, noch nicht recht begreifen, und verschiebe mein Urtheil; der Vorfall ist außerordentlich.„ Dieser General hat zwar nach seiner Zurückkunft aus der Gefangenschaft um strenge Untersuchung seines Verhaltens; allein Friedrich versezte, „daß er ihn keines Verbrechens beschuldige; aber nach einem solchen Unglück würde es gefährlich seyn, ihm ferner einen Posten anzuvertrauen„ und er verlohr sein Regiment. Wie wichtig ist es, mein Sohn! in solchen Fällen das innere Bewustseyn noch für sich zu haben, in allen Stücken aufs strengste seiner Pflicht eingedenk gewesen zu seyn! —

Es

Es fehlte wenig, so wäre dem General Laudon für diese höchstwichtige Eroberung, statt des Lohns, eine Bestrafung, wie dem Besiegten, zu Theil geworden. Der Laudon, der den Plan des Ueberfalls bei Hochkirch entwarf; der durch die Wegnahme des großen preußischen Transports Olmüz gerettet; der Fouquet überwunden und gefangen genommen; der Glaz eroberte; der eigentlich den König bei Kunnersdorf zum Ruhme Soltikows geschlagen und dem Staat überhaupt eine Menge so vortreflicher Dienste geleistet hatte, daß er von seiner Monarchin verdiente, als die gröste Stüze von ihrem Throne betrachtet zu werden, dieser Laudon sollte nun verantwortlich werden, daß er Schweidniz erobert, ohne erst beim Kriegsrath in Wien um Erlaubnis gefragt zu haben. Der Held, der noch im Jahr 1757 als Croaten-Major bei den oestreichischen Schreibern, um die Ausfertigung der kaiserlichen Befehle mühsam sollicitiren muste, war zu gros geworden, als daß nicht der Neid und die Hofcabale ihn hätte treffen sollen!

Friedrich ging nach diesem Unglück mit seiner Armee nach Strehlen an der Ohlau, wo er sich abermals nur auf eine strenge Vertheidigung ein-

einschränken muste, ohne es iedoch seinen Feinden merken zu lassen. Vielmehr ertheilte er den Seinigen den Befehl, sich täglich zum Treffen bereit zu halten, das Gewehr zu laden, die Klingen zu schärfen und andere den Feind täuschende Anstalten zu machen, die von den Spionen dem General Laudon treulich hinterbracht wurden. Diese Nachrichten verursachten bei der Oestreichisch-Rußischen Armee, daß sie 8 Nächte auf den Gebirgen bei Kunzendorf unter dem Gewehr den Angriff des Königs erwartete, aber nicht Muth genug hatte, in ienes ebene Land herabzutreten, wo die Oestreicher so oft die Wirkungen der preußischen Tapferkeit in harten Niederlagen empfunden hatten. Es stund dißmal ganz in der Macht iener vereinigten Armeen, auf diesen Ebenen den König zu überflügeln, ihn ganz aufzureiben und so den Krieg zu endigen. Denn er war nicht nur hier, sondern beinahe in allen Gegenden, wo Truppen für ihn fochten, theils durch die Uebermacht der Feinde, theils durch die Fehler seiner Generale so angefochten, daß sein Untergang nunmehr in seinen und in aller Vernünftigen Augen unvermeidlich zu seyn schien. Da iedoch der König biß zum 10 Dezember seine Stellung bei Strehlen

len behauptete und dann die Truppen in Winterquartiere legte, so laß uns indessen die Schicksale seiner übrigen Armeen nur mit einem allgemeinen Blick überschauen. Am unglücklichsten ging es mit der Vestung Kolberg in Pommern, wo sich die Russen immer mehr ausbreiteten. Alle gemachte Versuche, diese Vestung, welche von der See- und Landseite eingeschlossen war, zu entsezen und ihr Lebensmittel zuzuführen, liefen fruchtlos ab. Der tapfere General Werner, einst ihr Retter, aber durch sein Glück und seine Tapferkeit dißmal etwas dreiste bei der Anwesenheit eines übermächtigen Feindes, wurde sogar gefangen; andere preußische Detaschementer wurden von Romanzow und Fermor immer mit Verlust zurückgetrieben. Die Quelle alles Uebels war, daß man vorhin unterlassen hatte, die Vestung mit hinlänglichem Proviant zu versorgen. Da nun alle Versuche sowohl des Prinzen von Wirtemberg als auch des General Platen dem bedrängten Commendanten Heiden Brod zuzubringen, mißlangen; so gab der König die Vestung auf und schickte unter Schenkendorf noch ein Korps ab, das wenigstens die Truppen des Prinzen von Wirtemberg retten sollte, welches auch geschah. Heiden aber,

aber, der 4 Monate lang die Vestung gegen eine Flotte und ein starkes Korps zu Lande, das Romanzow mit seiner ganzen Armee unterstüzte, muthig vertheidigt hatte; dem auch der gemeine Soldat zurief: Herr Obrist, übergeben sie die Vestung nicht, wir wollen uns wehren, so lange Pulver und Brod da ist; wurde doch endlich durch den Hunger genöthigt, Kolberg auf Kapitulation zu ergeben, wodurch die Besazung einen freien Abzug erhielt.

Nach diesem abermaligen Verlust in der Mitte des Dezembers, wurde Friedrichs Lage immer hoffnungsloser; denn nun hinderte die Russen nichts mehr, mit dem künftigen Frühling Stettin zu belagern, oder sich auch Berlins, das auch schon in diesem Feldzuge von den Schweden und Oestreichern bedrohet ward, und des ganzen Churfürstenthums Brandenburg zu bemächtigen. Die Provinz Pommern war in ihrem Theil entweder erobert oder verheert und die Truppen die gegen die Russen, bei allem Unglück das sie traf, doch mit Ehren gedient hatten, waren so herunter gebracht, daß kaum noch die Grundlage davon bestand.

Glücklicher war noch immer der unermüdete Belling in Pommern. Dieser vortreffliche Husaren-

saren Obriste, den der König oft seinen Feldmarschall gegen die Schweden nannte, leistete den Truppen dieser Macht, auch in diesem Feldzuge, biß zum Ende des Jahrs so vielfältigen Widerstand, daß Friedrich selbst sagt: „es komme einem vor, wenn man die Thaten dieses Mannes beschreibe, der sich immer schlage und nie an einer Stelle weile, als erzehle man die Geschichte der Amadis. Mit 1500 Husaren und 2 Bataillonen bot er der schwedischen Armee unter dem General Ehrenschwerd die Spize und tummelte sich biß zum Ende des Jahrs so mit ihr herum, daß sie ihre Winterquartiere bei Stralsund beziehen muste, ohne vorher eine einzige bedeutende That ausgeführt zu haben.

Ich habe oben bemerkt, daß Daun's Armee sich in Sachsen gesezt habe. Mit ihr und dem Korps des Lascy und der Reichsarmee muste es der Prinz Heinrich aufnehmen. Dieser große Feldherr lies, besonders durch den General Kleist und Seidliz, die kleinern Detaschementer der Daunischen Armee während der Sommermonate beunruhigen, indeß er selbst das Benehmen des Feldmarschalls beobachtete, der sich lange blos darauf einschränkte, die zwo preußischen Armeen in Schlesien und Sachsen getrennt

zu erhalten, wozu er sich vorzüglich des Lascy bediente. Kleist schlug zweimal ein feindliches Korps bei Freiberg; Seidliz siegte bei Pretschendorf; allein durch diesen kleinen Krieg wurde zwar die Ehre dieser Feldherren noch vester gegründet, aber Friedrichs Schicksal drum noch wenig gebessert. Im August sezte sich auch das Reichsheer unter Serbelloni bei Romburg in Bewegung, dem aber die künstlichen Manövers des General Seidliz, der gegen ihn vom Prinz Heinrich abgeschickt ward, so viel Besorgniß machten, daß Serbelloni sich aus Sachsen über Hof ins Reich zurückzog, wo seine Truppen daheim waren. So tapfer sich indessen die preußischen Truppen in Sachsen gehalten und so trefliche Dienste die weisen Maasregeln des Prinzen Heinrich's gethan hatten, so waren doch die Oestreicher im sächsischen Gebirge durch Odonel und Haddick so sehr verstärkt worden, daß Prinz Heinrich die vestesten Pässe dieser Gebirge dem Feinde überlassen und das wenige Terrän, so er noch übrig behielt, mit äußerster Sorgfalt bevestigen muste, um sich den Winter hindurch, auch bei dem kümmerlichsten Proviant, darinnen behaupten zu können.

Am glücklichsten waren die Verbündeten in dem dißjährigen Feldzuge. Mit wechselndem Glück fielen seit seiner Eröffnung im Junius verschiedene kleine Gefechte vor, biß endlich am 15 Julius die beiden vereinigten französischen Heere unter Broglio und Soubise sich entschlossen, die Verbündeten in ihrem Lager zwischen der Aspe und der Lippe bei Hohenorer anzugreifen. Da der Sieg an diesem Tage wegen der einbrechenden Nacht nicht entschieden wurde, so erneuerten die Franzosen am folgenden Tage das Treffen, musten aber endlich der Tapferkeit der braunschweigischen Prinzen, mit einem Verlust von 6000 Mann, weichen. Dieses Sieges der Verbündeten ohngeachtet, würde dennoch die Ueberlegenheit der Franzosen für sie noch fürchterlich gewesen seyn, wenn nicht Uneinigkeit unter den französischen Generalen, die im Grunde von der Maitresse ihres Königs stammte, den Operationsplan zerrüttet hätte. Beide trennten sich nach dieser Schlacht; und nun war auch Ferdinand genöthigt, seine Macht zu theilen und beide beobachten zu lassen. Der Erbprinz folgte Soubise, und vereitelte seine Absicht Münster zu belagern; und Ferdinand zwang den Broglio aus dem Hannöverschen zu-

 rück,

rück, indem er eiligst in Hessen einbrach und den Franzosen die Zufuhr abschnitt. Da bisher die Verbündeten immer durch Diversion die Franzosen von ihren Hauptplänen abzubringen gesucht hatten; so machten diese ienen auch eine, indem Broglio den Grafen von der Lausiz mit 9000 Mann Sachsen in das Herzogthum Braunschweig schickte. Wolfenbüttel ergab sich nach einem Bombardement von fünf Tagen, Braunschweig selbst aber rettete der Erbprinz und sein Bruder Friedrich, der, kaum der Kindheit entwachsen, damit seine kriegerische Laufbahn begann, daß er den Posten, welchen die Feinde beim Dorfe Oelper hatten, stürmend einnahm, sich in seine Vaterstadt warf und den Feind nöthigte, die Belagerung aufzuheben und Wolfenbüttel wieder zu verlassen. Broglio hatte sich indessen bei Eimbeck mit der Hauptarmee im November vestgesezt; allein Ferdinand machte solche Märsche und Schwenkungen, daß er sich nicht daselbst halten konnte, sondern abermals in Hessen seine Winterquartiere suchen muste. Der Plan der Franzosen, sich im Hannöverschen auszubreiten und daselbst vestzusezen, wie der alte General Vaux in Göttingen vestsas, war also abermals gescheitert. Bei alledem

dem hatten Westphalen, der Harzwald, Embden, ganz Ostfriesland während dieses Feldzugs durch die französischen Erpressungen und Verheerungen sehr viel gelitten. Da Ostfriesland die verlangten Summen nicht auftreiben konnte, und die Bauern darüber in Verzweiflung geriethen, so iagten sie endlich ihre unbarmherzigen Feinde mit den Waffen aus dem Lande, musten aber, als ein stärkeres Detaschement Franzosen daselbst ankam, zum Theil für ihre Tapferkeit am Strange büßen.

Nachdem schon so viele Wetter der Trübsal auf den König in diesem Jahre losgebrochen waren und doch, nach der Absicht seiner Gegner, ihn nicht muthlos hatten machen können; so sollt' er gegen das Ende des Jahrs auch noch eine Prüfung anderer Art erfahren. Näher als iemals kommt nun der große König von Preussen, der so oft Leib und Leben für sein Vaterland aufs Spiel gesezt, der kein Wachen, keine Arbeit, keine Art von Selbstverläugnung gescheuet hatte, mehr als iemals kommt dieser auf einmal in Gefahr, Freiheit und Vaterland ohne Schwerdstreich zu verliehren. Ein lutherischer schlesischer Edelmann, Warkotsch, und ein katholischer Priester — nur der Satan mag sei-

nen Nahmen nennen — entwarfen einen Plan, den König in seinem Hauptquartier aufzuheben und den Feinden gegen eine Summe von 100,000 Ducaten in die Hände zu liefern. Der König hatte sein Quartier in einem etwas abgesonderten Hause bei Strehlen und, wie gewöhnlich, nur einige seiner Grenadiere zur Wache. Der Edelmann besuchte öfter diß Quartier und wurde vom König sehr gnädig behandelt. Allein diß hielt ihn *nicht ab, einem* feindlichen Offizier seinen Entwurf, den *Monarchen* aufzuheben, in Briefen mitzutheilen. Dem Jäger des Edelmanns kam dieser Briefwechsel verdächtig vor; er erbrach daher ein Schreiben, womit er den 29 Nov. in der Nacht an den Priester abgeschickt war, und als er darin den verabredeten Ueberfall des Hauptquartiers entdeckte, so eilte er damit geradeswegs zum König selbst. Es wurde sogleich ein Offizier abgeschickt, die Niederträchtigen gefangen zu nehmen; allein sie entkamen theils durch ihre eigene List, theils durch die Unachtsamkeit des Offiziers, der nicht vermuthete, daß er Verbrecher dieser Art, besonders am Edelmann, vor sich habe, der noch kürzlich mit an des Königs Tafel gespeist hatte. Diesem schien ihr

Entkommen auch wirklich lieber zu seyn, als ihre blutige Hinrichtung; denn er bestrafte nicht nur den Offizier nicht, sondern sagte auch, als er das Urtheil unterschrieb, daß iene Elenden in Effigie sollten geviertelt werden: „das mag immer geschehen, denn die Portraits werden vermuthlich eben so wenig taugen, als die Originale selbst.„

In diesem Jahre war es auch, wo der merkwürdige kaiserliche Rittmeister Trenk, der in Magdeburg in Bande geschmiedet war, in seinem Kerker den Plan entwarf und auch der Ausführung nahe brachte, diese merkwürdigste unter allen preußischen Vestungen, den Feinden in die Hände zu spielen. Wurde sein Anschlag ausgeführt, so gab das verlohrne Magdeburg für die neuere Geschichte den seltsamen Beweis ab, daß von dem Verluste einer einzigen Stadt das Schicksal einer ganzen Monarchie abhängig seyn könne. Selbst d'Argens schrieb an den König am 3 Nov. „man war zu Berlin in der äußersten Bestürzung, als man den Vorfall mit den gefangenen östreichischen Offizieren zu Magdeburg erfuhr, deren Verschwörung man entdeckt hat. Es ist schrecklich! Aber wie können

Offiziere, die ihr Ehrenwort gegeben haben, diß auf eine so schändliche Art vergessen!„

Unter solchen Eräugnissen erhielt der Geist des Königs abermals eine sehr traurige Stimmung. Diese erzeugte jene durch ihren poetischen Gehalt so wohl, als durch die characteristischen Züge von der Denkart des Königs, höchstmerkwürdigen Episteln, die er in den Monaten November und Dezember kurz hintereinander niederschrieb. Aus Erfahrung kont' er also in iener über die Bosheit der Menschen, — klagen: „was ist der Fürsten Loos, die dieser Welt gebieten? Nur Kummer, Unglück nur, und tiefer Schmerz; bedroht sind sie von Schlingen, von Gefahr, von ihrer Feinde Grausamkeit; — für Undankbare nur bestrebt sich ein Monarch und seine Sorg' erstirbt in keinem Augenblick. Und wenn indeß vergebne Arbeit ihn verzehrt, das Schicksal seine Plane hemmt, dann scheint er nur ein blinder Thor. — Der Thron hat meine Wünsche nie gereizt; der Glanz, der ihn umgibt, ist eitler Prunk; doch Ehr und Pflicht gebieten mir, daß ich ihn schüzen soll. Da einmal das Geschick zu ihm empor mich hob, so will ich nicht herrschen als Tyrann, nicht sterben wie ein Sclav.„ Doch Friedrich war

nicht gewohnt blos zu klagen, er wuste sich auch Quellen des Trostes zu eröffnen. Nimm zum Beweise den vortreflichen Schluß in der Epistel: die Stoiker! Nach einem starken Seufzer über den Geist der Meuterei, nach vielen rührenden Gedanken über Tod und Auflösung, heist es endlich: „doch wenn nun diesen Geist des Höchsten Huld den Tod besiegen läst, und wenn er dich im Himmel überlebt, so zage nicht, — ia! bringe Dank der Gottheit dar! Das einzige, vollkommne Wesen, Gott, ist mild, und seine nie ermeßne Huld läst, schonend, niemals seinen Zorn erglühn. Der schwache Wurm, der nur im Staube kriecht, der Sterbliche, weckt seine Blize nicht. Den bangen Menschen, den Gefahr erschreckt, sieht hier die Gottheit voller Mitleid an, und wird ihn nach dem Tod erbarmend sehn. Vertraue diesem wohlthatreichen Gott! Er hilft im Tode dir gewiß. So wirf, dich, süsser Hoffnung voll, in seinen Arm — Und wenn der Schlag, der diesen schwachen Bau zerstört, doch meinen Geist nicht treffen kan; so find ich Götter dort, die schwacher Tugend Lohn verleihn.„ — Du siehst hieraus, mein Sohn! daß der König vom Glauben an das Daseyn Gottes und von der Fortdauer der

Seele nach dem Tode, so entfernt nicht war, als man oft vorgegeben hat. Die Gefühle von der Wahrheit dieses Glaubens scheinen sich, besonders zur Zeit der Noth, wenn er unentschlüssig zu werden schien, ob er einen selbst beschleunigten Tod, oder ein längeres iammervolles Leben wählen solte, bei ihm mächtig erwiesen zu haben. Mit diesen stillen Gefühlen, die, Gott weiß wie oft in des grosen Mannes Seele mit den Eindrücken der Zweifel rangen, stieg Friedrich ohnstreitig geräuschlos ins Grab. Doch darf ich dir auch nicht verschweigen, daß er gegen den Schluß dieses Jahrs abermals den leidigen Gedanken wieder herrschend werden lies: sich nun lieber in die Arme des Todes freiwillig, als sich und sein Vaterland gezwungen in die Gewalt der Feinde zu werfen. Schon sang er in ienen erwähnten Aufsäzen seine Schwanengesänge; schon bebten deßwegen einige seiner Vertrauten, als er in dem Vorsaz: noch einen Versuch zu machen, um den Staat zu retten! — sich selbst und schon dadurch auch seiner Länder Glück erhielt!

Friedrichs Schicksal erhielt plözlich eine andere Wendung und dient nun für Jahrhunderte Unglücklichen zum Beweiß und Trost, wie

sehr bei den Gefahren der Anschein täuscht, und wie es bei großen Eräugnissen nur auf Beharrlichkeit ankommt, um den Menschen über alle Noth, die ihm drohet, zu erheben. Gerade in dem Zeitpuncte, wo des Königs Provinzen größtentheils erobert oder verheeret waren, wo man nicht mehr absah, wie er Rekruten, Pferde und Lebensmittel würde auftreiben und durch welche Wege er die Kriegsbedürfnisse zur Armee würde bringen können, gerade in dem Moment, als der große Geist mit dieser wichtigen Angelegenheit sich beschäftigte — hies der Wille der Vorsehung eine seiner mächtigsten Feindinnen vom Kampfplaz abtreten. Ein Blutsturz endigte am 8 Jänner 1762 der Kaiserin von Rußland Elisabeth das Leben, und ihrem Neffen, Peter III, war alles heilig, was preußisch war. Mit diesem Thronfolger hatte Friedrich schon Freundschaft gestiftet, da er noch bloßer Herzog von Holstein war, und durch ein zartes Gefühl, das unter den Menschen selten, und noch seltner unter den Fürsten ist, hatte dieser Prinz einen Sinn der Erkenntlichkeit dafür im Herzen behalten, der schon während der Feldzüge der Russen sich hie und da äuserte. Als Kaiser überlies er sich ganz dem Affect des Dankes

kes und der Achtung gegen den König. Diß beweisen die Opfer, die er diesem zur glücklichsten Stunde brachte. Aus eigner Bewegung rufte Peter III die rußische Armee von der oestreichischen ab, gab an Friedrich das Königreich Preußen zurück, welches doch Frankreich und Oestreich den Russen garantirt hatten; gab ihm alle Gefangene wieder; schloß mit ihm im Mai einen feierlichen Frieden und lies noch im dißjährigen Sommer, da Oestreich nicht mit Preussen Friede machen wollte, sogar eine Armee dem Könige zu Hülfe marschiren. Und für diß alles verlangte er nichts, als nur die Freundschaft des Königs und ein Bündniß mit ihm, um dann desto nachdrücklicher Dännemark bekriegen zu können. Die Freude der Preußen über die glückliche Wendung des Schicksals ihres Königs war so gros, daß einer derselben dem Monarchen schrieb: „Sire, Ihr Nahme schwebt mit Seegenswünschen begleitet von Mund zu Mund und Sie müssen sich sehr wohl befinden, denn seit 24 Stunden trank man in Berlin mehr als 50 Faß Wein auf Ihre Gesundheit.„ Friedrich blieb nicht gleichgültig bei dieser patriotischen Theilnahme der Seinen; er antwortete seinem Freunde zurück: „Die Freu-

de

de der Einwohner von Berlin, die Sie mir beschreiben, hat sich meiner Seele mitgetheilt, und ich habe einen Vorschmack von der Sensation empfunden, die ich fühlen werde, wenn der allgemeine Friede wird geschlossen seyn. — Mit der Hofnung bekomm' ich wieder Muth. Ich werde Sie vor meinem Tode wiedersehen!„ Indeß dieser Fürst von so edlen Gesinnungen, in den Monaten vom Januar bis zum Junius 1762, des Königs Retter wurde, wand sich der englische Minister Bute mit dem Vorschlag an ihn: Preußen zu ieder Abtretung zu nöthigen, wenn er sich anheischig machen wollte, seine Armee ferner mit Oestreich agiren zu lassen. Allein Peter III war weit entfernt, einem Freunde treulos zu werden, den er verhältnißmäsig eben so sehr liebte, als ihn Elisabeth gehaßt hatte. — Nun waren mit einemmal alle Entwürfe der Feinde Friedrichs zernichtet und iener Schwur, den sich Elisabeth noch in der Todesstunde von ihrem Thronfolger hatte thun lassen: nicht ohne die Bundsgenossen Friede zu machen, — that ganz entgegengesezte Wirkung. Im Junius war dieser Friede geschlossen und Czernischef sties mit 20,000 Mann in Schlesien zur Armee des Königs. Diese Wendung der Staatsverhältnisse

nöthig-

nöthigte auch Schweden, daß es friedfertige Anträge that. Friedrich erwiederte dieselben also: aus Freundschaft für die Königin, seine Schwester, wolle er das unregelmäsige und seltsame Verfahren der Schweden gern vergessen, ohne den geringsten Unwillen darüber zu behalten. Aber alles müsse ganz genau wieder auf den Fuß gestellt werden, auf welchem es vor dem Anfang der Unruhen gewesen wäre. Dieser gute Wille des Königs und die Furcht einer geldarmen Nation machte also auch von dieser Seite der Unruhen (im Jun.) ein Ende, und der Held Belling konnte nun bald in einer andern Gegend für seinen König fechten.

Diese Begebenheiten musten allerdings den Wiener Hof etwas bestürzt machen, weil seine Hofnungen, die, nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit, am Ende des vorigen Feldzugs höher als iemals gespannt waren, nun um ein großes zu schwinden schienen. Im vesten Vertrauen auf seine errungenen Vortheile hatte derselbe sogar vor Kurzem 20,000 Mann Truppen abgedankt, hatte 20,000 an den Russen verlohren, die dagegen im Junius zum Könige stiessen; es war also dadurch die Armee des leztern gerade um 60,000 Mann verstärkt; nicht zu

geden-

gedenken des Aussazes, der fürchterlich unter dem Heer des General Laudon's wüthete. Bei dem allem traute sich Oestreich noch immer Stärke genug zu, auch ohne Bundsgenossen noch des Königs Meister werden zu können; zumal da man schon damals in Rußland bald solche Eräugnisse erwarten durfte, die Oestreich wenigstens nicht Unglück weissagten. Die rußischen Friedensvorschläge wurden also verworfen und die Anstalten zu einem neuen Feldzug fortgesezt.

Aber dißmal hatte Friedrichs Milde sich nicht so thätig gegen seine Offiziere erwiesen, wie gewöhnlich beim Anfang der vorigen Feldzüge. Bisher hatte er immer den Aermern ein so genanntes Winter-Douceur, im Grunde zur Ausrüstung auf den neuen Feldzug, dem Subalternen Offizier zu 50, dem Capitain zu 500 Reichsthalern und so verhältnißmäsig mehr, abreichen lassen; nunmehr aber schien ihn das Glück etwas unempfindlich gemacht zu haben. Man hat wirklich diese Sparsamkeit des Monarchen sehr getadelt; hat aber dabei zu bemerken vergessen — daß er izt nicht mehr wie vorhin 4 Millionen aus England zog, und dennoch viele arme verunglückte Offiziers aus der

schwe-

schwedischen und russischen Gefangenschaft zurück erhielt, die seiner Unterstüzung bedürftiger waren, als diejenigen, welche sich indessen bei der Armee befunden hatten; vergessen, daß selbst die rußische Armee ihn viel Geld kostete, das er sonst den Seinen konte zufliesen lassen.

Friedrich zog also unter glänzenden Aussichten seine Truppen unangefochten bei Breslau mit dem Wunsche zusammen: wolte Gott es wäre ein glücklicher, es wäre der lezte Feldzug! Ein Wunsch, mit dem wohl die meisten Feldherren ihre Züge beginnen mögen, der aber bei Friedrich bedeutender war, als bei hundert andern. Der Held war damals 50 Jahre alt, also in einem Alter, „wo allmählig, um mich seiner damaligen Worte zu bedienen, das Gedächtniß abnimmt, die Verstandeskräfte schwinden; wo Bücher, Gespräche, ein guter Lehnstuhl, eine warme Stube, und bald darauf das Grab, das wünschenswürdigste bleibt.„ Wirst du einst die damals an d'Argens geschriebnen Briefe mit Aufmerksamkeit lesen, so wirst du auch finden, daß er sich bei diesen freudigen Aussichten gar nicht übernahm, sondern alles so empfing, wie es ein Mann empfinden muste, der seit einer Reihe von Jahren den beständigen

gen Wechsel der Dinge erfahren, der mit ieder Art von den schrecklichsten Unglücksfällen und Leiden gerungen und kaum eine andere Erholung genossen hatte, als dieienige, die er in der Ueberzeugung fand, würdig der mühseeligen Pflicht eines Beherrschers zu leben und iene andere, die ihm der Umgang mit den Musen gewährte. Diesen blieb er auch bei der dermaligen Wiederkehr seines Glücks eingedenk; „denn Poesie„ erklärte er auch damals, „soll das Steckenpferd meines Alters bleiben, woran ich mich vergnügen werde, bis meine Lampe verlöscht.„ Unter den mühseeligsten Negotiationen mit Rußland, mit den Türken und mit dem Tartarchan, die er noch immer auch in diesem Jahre mit vieler Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs fortsezte, unter allerlei Anstalten für sein Heer und sein Land, schrieb er an d'Argens im April aus Breslau: „Es ist lustig, daß Sie mit einer Arbeit über das neue Testament und ich mit den Kirchenvätern beschäftigt sind — ich gestehe Ihnen, daß ich über die außerordentliche Verirrung des menschlichen Verstandes erstaune, so oft ich iene Zänkereien über Glaubenslehren und Geheimnisse lese.„ Und wer sollte nicht mit dem großen Manne erstaunen!

Daun hatte seit dem Mai das Obercommando der schlesischen Armee wieder übernommen und sich auf verschiedenen Anhöhen vestgesezt. Friedrich lies ihn durch seine Reuterei sorgfältig beobachten und durch kleine Gefechte die feindliche so sehr in Furcht iagen, daß oft Feldwachen im Angesicht des ganzen oestreichischen Lagers aufgehoben wurden. Andere preußische Truppen, mit denen sich seit der Mitte des Junius die Russen vereinigt hatten, umgingen den Feind und brachen in Böhmen ein. Die Kosaken durchstreiften, verheerten und plünderten das ganze Königreich, zogen dann, zum Theil ohne Anführer, parteienweis nach Polen zurück, um daselbst ihre Beute zu verkaufen und Böhmen ward auf diese Art ohne Schwerdstreich wieder frei. So wenig verläugnete diese Nation bei irgend einem Zuge ihren Character! Da der Hauptgegenstand dieses Feldzugs die Wiedereroberung von Schweidniz betraf, so faßte der König den Vorsaz: erst gegen einige Detachementer Dauns vom rechten Flügel seiner Armee, die bei Burkersdorf eine Verbindung mit iener Vestung offen hielten, zu vertreiben, um dann ungestöhrt seine Belagerung fortsezen zu können. Dieses Vorhaben

haben hatte alle hinreichende Gründe der Wahrscheinlichkeit vor sich, um zu gelingen; aber schon am folgenden Tage wurde es ungewiß, durch eine von ienen unerwarteten Begebenheiten, welche die Maasregeln der Menschen über den Haufen werfen. In Rußland nehmlich änderten sich die Umstände durch eine Revoluzion. Czernischef, dessen Truppen iene That der Preussen gegen Daun mit ausführen sollten, kam an einem Nachmittage zum Könige mit der wichtigen Nachricht: daß am 9 Jul. Peter III der Kaiserin, seiner Gemahlin, (der er seine Achtung in dem Grade entzog, in welchem er seine Liebe an eine Gräfin Woronzow verschenkte,) den Thron allein habe einräumen müssen, daß er Befehl erhalten habe, seine Truppen der neuen Fürstin Katharina II schwören zu lassen und unverzüglich sich von der preußischen Armee nach Polen zurückzuziehen. Diese Nachricht, mitten in einem Feldzuge, dessen Plan mit auf den Beistand der Russen gegründet war, muste Donnerstimme für den König seyn. Er bat den General Czernischef um die Gefälligkeit, nur noch 3 Tage seinen Aufbruch aufzuschieben, wozu sich dieser auch willig verstand. Diese drei kostbaren Tage benuzte der König

 zur

zur Ausführung ienes wichtigen Vorhabens, ehe noch den Oestreichern die Veränderung mit den Russen bekannt wurde. Mit einer Kunst und Kühnheit, die wenig Beispiele in der Kriegsgeschichte hat, und wobei die Offiziere Gablenz, Wied, Knobloch, Röhl, Mannteufel, Möllendorf, der Prinz von Wirtemberg und Ramin, sich besonders merkwürdig machten. Sie vertrieben wirklich am 21 Jul. den Feind aus der oben erwähnten Stellung und brachten bei den verschiedenen Angriffen auch 2000 Gefangene ein. Als die Russen die schönen Thaten dieser Helden noch mit angesehen und durch ihre blose Anwesenheit die Oestreicher in Furcht erhalten hatten, verließen sie mit Trauern die Preußen und zogen nach Polen. Daun änderte zu gleicher Zeit seine Stellung und Friedrich machte Anstalt, die Vestung Schweidniz zu belagern. Indessen liefen traurige Nachrichten aus Preussen und Pommern ein; daß nemlich die russischen Truppen schon Miene machten, die Feindseeligkeiten aufs neue anzufangen, und in einer Ukase oder Verordnung der russischen Kaiserin wurde Friedrich sogar der Erbfeind und unversöhnliche Gegner Rußlands genennt. So schienen denn alle günstige Aussichten mit einemmal für

deinen

deinen Helden dahin zu seyn und von 6 kummervollen Jahren, die er bereits überlebt hatte, drohete dieses das kummervolleste zu werden. Er schrieb damals an seinen Markis: „Was diese Veränderung betrift, hab' ich mich immer davor gefürchtet; ich habe sogar dem Kaiser gerathen, seine Maasregeln zu nehmen; allein seine Sicherheit war zu groß; er wurde verdrüßlich, wenn man ihm etwas von Vorsicht sagte; ich habe den Brief noch, in welchem er mir auf meine ihm gegebene Winke antwortet. Sein Unglück kommt daher, daß er der Geistlichkeit gewiße Güter nehmen wollte. Die Priester spannen den Faden zu der Revoluzion, die gleich darauf ausgeführt wurde. Dieser Fürst besaß alle Eigenschaften des Herzens, die man nur wünschen kann, allein nicht eben so viel Klugheit; und doch gehört viel Klugheit dazu, die Russen zu regieren. Heute wird mir gemeldet, daß er an der Kolik, 6 Tage nach seinem Unglück, gestorben sey. Sie sehen die Unbeständigkeit der Entwürfe der Menschen. Wir haben nun ein eben so schweres als gefährliches Stück Arbeit vor uns. Und doch muß man sich durcharbeiten! O wenn ich diesen unglücklichen Krieg enden und irgendwo mein Leben in

Frieden beschließen könnte!„ Das Beispiel Peters III muß für ieden Regenten die Warnung predigen, die Priesterschaft und den Nationalstolz seines Volks nie, am wenigsten aber in den ersten Monaten seiner Regierung ohne Noth zu beleidigen. In der Hintansezung dieser politischen Regel ist das Unglück eines Monarchen alleine gegründet. Er brach in Lobeserhebungen über die Preußen aus, indeß er die Prenbraczinskische Garde ihrer Vorzüge beraubte; drohete sogar den Bärten der Popen Verheerung, indeß er sie auf Geldbesoldung statt der Ländereien sezte; weigerte sich gegen den Krönungsact zu Moskau, indeß er schon Anstalt zum Krieg gegen die Dänen machte und zog doch bei keiner seiner Handlungen den Senat zu Rathe. So sehr ihn daher Friedrich von Seiten seines Herzens in vielen Stellen seiner Schriften pries, so wenig war er mit Handlungen dieser Art zufrieden. Davon fand denn Katharina, nach Peters Tode, die Beweise in Friedrichs Originalbriefen selbst, las manchen mit Thränen in den Augen; und da iener auch die Armee des Czernischef so willig, mit den Waffen in der Hand, hatte abziehen lassen; so gab die neue Beherrscherin Rußlands den Gedanken auf, daß

Fried-

Friedrich wirklich der Feind Rußlands gewesen sey, für den sie ihn bisher gehalten hatte. Katharina erklärte also, daß sie entschlossen sey, mit allen Höfen, also auch mit Preußen, in Frieden zu leben, und lies ihre Truppen insgesammt nach Rußland zurückkehren. Schon am 20sten Jul. wurden wieder preußische Adler im Königreich Preußen aufgestellt.

Nach ienem oben erwähnten Postengefechte bei Burkersdorf, durch welches Daun alle Communication mit der Vestung Schweidniz verlohren hatte, zog Friedrich 24 Bataillone und 30 Schwadronen zusammen, um sich ihrer bei der Belagerung dieser Vestung selbst zu bedienen. Es war um so nöthiger, die ernsthaftesten Vorkehrungen bei diesem Plaz zu treffen, da derselbe nicht nur von innen durch 11,000 tapfere Männer und von einem der vorzüglichsten Ingenieure, Gribauval, vertheidigt wurde, sondern auch von aussen eine Armee von 70,000 Mann bereit stund, um ihn zur Zeit der Noth zu entsezen.

General Tauenzien muste das Commando des Belagerungscorps übernehmen; ein anderes unter dem König und ein drittes unter dem Herzog von Bevern deckten die Belagerung selbst

und alle dazu gehörigen Bedürfniße. Am 7 August wurden die Laufgräben eröffnet und nun die ganze Belagerung und Vertheidigung mit einer Kunst und Regelmäsigkeit geführt, wie man in diesem ganzen Kriege noch kein Beispiel gesehen hatte. Le Fevre war der Ingenieur auf preußischer Seite und seiner Wissenschaft in einem solchen Grade mächtig, daß er die Vestung noch vor dem Verfluß zweier Monathe, durch Mienen ganz gewiß zu erobern gedachte. Mittlerweile thaten sowol die Belagerten verschiedne Ausfälle, als auch Daun selbst zog seine Truppen in eine solche Stellung auf den Gebirgen zusammen, die den Bedrängten ein günstiges Geschick verhies. Allein Friedrich, der sein Lager bei Peterswalde hatte, bewirkte durch die meisterhaften Wendungen seiner verschiedenen Corps, daß Dauns Truppen, die am 16ten August von vier Seiten zugleich den Prinzen von Bevern bei Peila und Gnadenfrei angriffen, mit einem Verlust von 1500 Reutern zurückgeschlagen wurden. Nach diesem unglücklichen Gefechte der Oestreicher, machte Guasko, der Befehlshaber von Schweidniz den Versuch, gegen einen freien Abzug seiner Besazung, die Vestung zu übergeben. Allein Friedrich hielt für dienlicher,

licher, mit etwas mehr Geduld, nicht nur die Vestung, sondern auch die ganze Besazung, zu bekommen. Die Belagerung wurde also fortgesezt und war unter der unmittelbaren Leitung des Königs selbst, der von Stund an weder Gefahr noch Arbeit dabei scheuete. Er wurde Ingenieur und Mineur, um alle die Chikanen zu vereiteln, die Gribauvals Genie zur Vertheidigung von Zeit zu Zeit ersann. Friedrich beschrieb die damaligen Umstände dem d'Argens am 27 Sept. also: „Vier Wochen sind wir durch Mienen chikanirt worden. Gestern lies der Feind eine springen, die eine Stelle zerstörte, wo wir uns vestgesezt hatten. Man muß Geduld haben. Gribauval vertheidigt sich als ein Mann von Ehre. Doch! wir werden Schweidniz erobern; dann aber ist noch ein schweres Stück Arbeit übrig, wobei ich einen undurchdringlichen Nebel erblicke.„ Indessen dauerte der unterirdische und oberirdische Krieg bei den Vestungswerken fort, die Kanonen der Belagerten waren theils ausgeschossen, theils ohne Lavetten, und die Lebensmittel wurden selten. Schon hatte man von beiden Seiten 297,000 Bomben und Canonenschüsse gegen einander gethan, schon war Le Fevre seines Lebens satt,

weil ihm sein Gegner alle Unternehmungen vereitelte, als er noch eine Miene von 50 Centner Pulver springen lies, und dadurch einen Weg zu den innern Werken öffnete. Da nun noch überdiß eine Bombe, die vor dem Pulvermagazin niederfiel, das Pulver selbst entzündete, und einen Theil des Forts mit 300 feindlichen Grenadieren in die Luft sprengte, so sah sich der Guverneur durch diese gemachten Oeffnungen genöthigt, am 9 October Schamade schlagen zu lassen. Friedrich erhielt also die Vestung mit aller Mannschaft und Munition; begegnete aber diesen tapfern Vertheidigern mit einer Art wie sie ihr Verdienst erheischte.

Durch diese glorreiche Eroberung ward der König wieder Meister von ganz Schlesien biß auf Glaz. Er eilte also aus dieser Provinz nach Sachsen, um daselbst seinen Bruder Heinrich, der nebst Belling, sich so ritterlich gegen die östreichische Armee unter Serbelloni, und gegen die Reichstruppen unter dem Prinz Stollberg, gehalten hatte, zu unterstüzen. Noch eh' er daselbst ankam, erfuhr er, daß Prinz Heinrich mit wenig Mannschaft am 29 October die vereinigte östreichische und Reichsarmee unter der Anführung des Prinz Stollberg, bei Frei-

berg

berg nachdrücklich geschlagen habe. Jene verlohren dabei 4000 an Toden, und 4000 an Gefangenen, samt 30 Canonen. Friedrich schrieb bei der Erzählung dieses Feldzugs seines großen Bruders: „das schönste Lob, welches man ihm beilegen kan, ist die Erzählung seiner Thaten. Kenner bemerken leicht darin iene glückliche Mischung von Vorsicht und von Kühnheit, welche so selten und so wünschenswerth ist, und welche den höchsten Grad der Vollkommenheit vereinigt und umfaßt, den die Natur zur Bildung eines großen Kriegeshelden gewähren kan.„

Auch im Reiche erklärte sich das Glück zu Gunsten der Verbündeten und des Prinzen Ferdinand. Soubise und Etrees befehligten die französischen Truppen am Oberrhein und Prinz Conde Anfangs am Niederrhein. Mehrere Unglücksfälle, die in diesem Feldzuge die Franzosen trafen, rächten gleichsam die Ungnade, in welche der tapfere Broglio unverschuldet bei dem fränzösischen Hofe gefallen und des Commando verlustig worden war. Ferdinand, der in diesem Feldzuge, nach Friedrichs eigenem Geständnis, alle große Fähigkeiten eines Generals an den Tag legte und von seinen beiden Neveus so glücklich dabei unterstüzt wurde, beschloß dieses

glor-

glorreiche Jahr mit der Eroberung von Cassel, die dem Prinzen Friedrich von Braunschweig aufgetragen wurde. Die Lebhaftigkeit, mit der dieser die am 15 October begonnene Belagerung betrieb und der in der Stadt überhand nehmende Hunger, bewirkten am 1 November die Uebergabe derselben. Kurz darauf lies Ferdinand die englischen Truppen, welche bisher mit so viel Ruhm für sein Vaterland gestritten hatten, unter den feierlichsten Erklärungen nie ihrer Thaten zu vergessen, wieder nach England zurück kehren, weil diese Macht mit dem erschöpften Frankreich bereits solche Friedenspräliminarien zu Fontainebleau am 3 Nov. unterzeichnet hatte, die den englischen Minister Lord Bute allein um die Ehre eines Patrioten bringen und der Gefahr des Steinigens unter seinen Landsleuten aussezen konten. Denn Ludwig XV, der gegen das Ende des Jahrs 1762 fast keinen Fuß breit Land mehr auser den Gränzen seines Königreichs besas, keine Flotte, kein Geld, kein Glück mehr hatte und schon sein Silbergeschirr in die Münze lieferte, bekam in diesem Frieden durch die geschickten Unterhandlungen, vorzüglich des Minister Choiseul, mit etlichen Federzügen fast alle iene Provinzen in 4 Welttheilen wieder,

der, die ihm seit 6 Jahren durch die Englischen Waffen zu Wasser und zu Lande waren abgenommen worden. Da nun bei diesem Friedensschluß England den Staatsvortheil des Königs von Preußen, seines bisherigen Bundsgenoßen, ganz auser Augen gesezt und die Franzosen sogar im Besiz von Kleve und Geldern gelassen hatte; so dachte nun auch Friedrich, der den Britten diese That in seinem Leben nicht verzieh, ernstlich auf Mittel, den Wiener Hof zu einem billigen Frieden zu bewegen. In dieser Absicht schickte er den Husaren-General Kleist mit seinem Korps ins Reich, um dort die, des Kriegs ohnedem schon überdrüßigen Fürsten und Reichsstädte, durch eingetriebene Contributionen, zur Neutralität zu bewegen und auf diese Weise der Kaiserin Königin, Maria Theresia, erst ihren lezten Beistand gar zu entziehen. Kleist kam wie ein vom Sturm herbeigetriebenes Gewitter und nun, da iene den Reichsstädten in Franken abgefoderten Summen allmählig verschmerzt sind, erzählt man sich einander mit Lächeln, wie da und dort einer seiner Kornets mit 25 Husaren, eine verschlossene Stadt zur Uebergabe nöthigte, und wie furchtlos alle Protestationen der Magistratspersonen von ihm aufgenommen

men wurden. Selbst Herzoge, Churfürsten und Fürsten und der gesamte Reichstag in Regensburg, der einst den König so tief zu demüthigen gesucht hatte, geriethen über diese neuen Waghälse in Schrecken und gelobten dem preußischen Minister von Plotho: sogleich ihr Contingent von der Reichsarmee abzurufen, wenn er den König seinen Herrn zum Frieden geneigt machen würde. Auf Plothos Verwendung führte Kleist seine Truppen im December wieder nach Thüringen zurück und schon vom Januar an lösete sich iener Körper von so unproportionirlichen Gliedmaßen, den wir unter dem Nahmen: Reichsarmee kennen, allmählig in sein voriges Nichts auf. Bayern und Pfalz trennte sich zuerst. Nun stunden von allen kriegführenden Parteien nur noch die Kaiserin und der König auf dem Plaz, wie zween Kämpfer, die in einem Zweikampf auf Leben und Tod, von ihren Sekundanten verlassen sind.

Die Preußen hatten indeß ihre Winterquartiere in Sachsen genommen und einen Kordon längst den feindlichen Gränzen gezogen. Das Hauptquartier war in Meißen, wohin sich Friedrich nach seiner Expedition in Schlesien im Anfang des Novembers begeben hatte. In dieser

Stadt

Stadt und nachher in Leipzig war es, wo der sächsische Geheimerath von Fritsch, dem Könige die ersten Friedensanträge vom sächsischen Churprinzen und von der Kaiserin überbrachte. Die politische kriegerische und häusliche Lage, in der sich Maria Theresia befand, liesen den König vermuthen, daß es ihr ernstlich um Frieden zu thun sey. Alle Bundsgenossen waren von ihr abgetreten; hunderttausend Türken stunden auf den Gränzen von Ungarn; ihre Finanzen waren erschöpft; ihre Generale und Ministers zum Theil in Disharmonie; ihr Gemahl befand sich in mißlichen Gesundheitsumständen und der vorige Feldzug war so abgelaufen, daß nun alle Wahrscheinlichkeit vorhanden war, es würde auch Dresden im neuen gar verlohren gehen und dann der Krieg abermals nach Böhmen gespielt werden. — Andere, aber nicht minder wichtige Gründe, stimmten auch den König für den Frieden. Nur zu oft hatte er bisher die Unbeständigkeit des Kriegsglücks erfahren. Solt er izt viel drauf rechnen, da er keine Bundsgenoßen, keine alten versuchten Soldaten, keine zuverläßige Hoffnung auf auswärtige Hülfe, im Fall der Noth, mehr hatte? Die Türken und die Tartarn, die Russen und Engländer hatten

ihn ja bereits in seinen Entwürfen getäuscht! Ueberdiß alles konte in Sachsen, Schlesien und Brandenburg die Pest entstehen, weil diese Länder an allem Mangel litten, was für die dringendsten Bedürfnisse der Menschen am nöthigsten ist. Nicht zu gedenken, daß diese Provinzen ohnehin schon zu sehr von Thieren und Menschen entblößt waren, als daß das Feld gehörig bestellt werden konte. Friedrichs Asche verdient also noch den Seegen der Nachwelt, daß er damals als Sieger nicht die Friedensbedingnisse erhöhete, sondern zufrieden mit dem, was er hatte, einem großen Theile der Menschheit Glück und Ruhe wieder gab! Er nahm nemlich den von Oestreich vorgeschlagenen Congreß an und die Parteien traten am 31 Dezember auf dem sächsischen Jagdschloß Hubertsburg zusammen in Unterhandlungen. Da hier nicht Ambassadeurs mit großem Staatsgepränge, sondern drei kluge und arbeitsame Männer, der oestreichische Hofrath von Kollenbach, der damalige preußische Legationsrath von Herzberg, und der erwähnte sächsische Geheime Rath von Fritsch mit einander handelten und Friedrich selbst in der Nähe war, so wurde der Friede schon am 15ten Februar 1763 in seinem Hauptquartier unterzeichnet.

zeichnet. Herzberg erwarb sich dabei den Ruhm, daß er den Frieden so geschickt geschlossen habe, als der König, sein Herr, den Krieg geführt hätte. Kraft dieses Friedensschlusses trat nun jede dieser kriegführenden Mächte, nach sieben so blutigen Jahren, wieder in den Besiz aller der Länder, die sie vor dem Ausbruch des Kriegs 1756 besessen hatte. Geheime Artikel des Friedens waren noch diese, daß Joseph, der Erzherzog von Oestreich, zur Würde eines römischen Königs erhoben werden, und dem Hause Oestreich die Nachfolge in dem Herzogthum Modena gesichert seyn sollte. Friedrich, dessen Untergang oft der halben Welt so unvermeidlich geschienen hatte, verlohr also kein Dorf — wollt' aber auch keines erbeuten! Der Held schrieb damals an seinen treuen Freund d'Argens vom Schlosse zu Dahlen seine Gefühle also: „Endlich ist einmal im ganzen Ernst Friede! Dißmal werden Sie mit gutem Grunde Postillonen und den ganzen Zug bekommen. Da ist nun, gedankt sey es dem Himmel, das Ziel meiner Kriegsstrapazen! Es ist billig, daß sich die guten Bürger darüber freuen. Ich aber, ich armer alter Mann, kehre in eine Stadt zurück, wo ich nur noch die Mauern kenne, wo ich nie-

manden von meinen Bekannten antreffe, wo unzählige Arbeiten mich erwarten, und wo ich in Kurzem meine alten Knochen in einer Freistätte lassen werde, die weder durch Krieg, noch durch Trübsale, noch durch Bosheit beunruhigt werden wird.„ Und an die Frau von Camas: „Sie werden mich sehr gealtert, grau, wie einen Esel, wiederfinden. Ich verliere fast täglich einen Zahn und bin halb lahm vom Podagra. — Da ist nun unser guter Marggraf von Baireuth auch gestorben, das thut mir aufrichtig leid! Wir büßen Freunde ein, und die Feinde scheinen in Ewigkeit bleiben zu wollen. O wie fürchte ich mich vor Berlin, wegen der Lücken, die ich dort finden werde!„ — — An Menschen kostete dieser Krieg den Preußen 180,000 streitbare Männer und 33,000 Seelen, die besonders durch die Verheerung der Russen umkamen; den Russen 120,000; den Oestreichern 140,000; den Franzosen 200,000; den Engländern 160000; den Schweden 25,000 und den Reichstruppen 28,000. In allem 886,000 Menschen. Wie bald ist ihre Anzahl ausgesprochen! wie langsam erzogen! Außer diesem Verlust an Menschen hatte Oestreich, bei dem Verdruß fehlgeschlagener Hofnungen auf Schlesien, noch

100 Millionen Thaler Schulden. Frankreich, England und Schweden keinen Credit mehr; Preußen und Sachsen verheerte, an Geld, Vieh und Menschen gleich arme Distriete. Zwar priesen izt alle Zungen den merkwürdigsten Helden in Europa, wegen seiner errungenen Lorbern; allein Friedrich war weit entfernt, nunmehr auf diesen auszuruhen; vielmehr suchte er durch milde Unterstüzungen der Industrie in seinen ärmern Provinzen dasjenige zu vergüten, was Sachsen schon durch seine natürliche Güte ersezen konnte.

Nach der Erzählung dieses merkwürdigsten unter allen europäischen Kriegen, erwarte ich von dir, mein Sohn, kaum die Frage: welche Umstände wohl am meisten zu des Königs Erhaltung mochten beigetragen haben? — Es war dir sehr leicht, zu bemerken, daß Mangel der Harmonie zwischen den Mächten des großen Bundes, besonders zwischen den rußischen und oestreichischen Generalen; daß die Verabsäumungen der leztern den Preußen den Gnadenstoß im rechten Augenblick zu geben, ohne dabei erst auf die Bundsgenossen zu warten; daß der Tod der rußischen Kaiserin, Elisabeth, für Preußen die erspriеßlichsten Eräugnisse gewesen sind. Ueber die Be-

streitung der Kriegsunkosten gibt Friedrich selbst diese Auskunft: Aus den Provinzen, die mir blieben, zog ich 4 Millionen. Die Kriegssteuern von Sachsen betrugen zwischen 6 und 7 Millionen; die 4 Millionen Thaler Hülfsgelder von England wurden in 8 Millionen verwandelt; die verpachtete Münze brachte 7 Millionen ein, indem man den Werth des Geldes um die Hälfte verringerte; überdiß hatte man die Bezahlung der Civilgehalte einstweilen mit Papieren abgetragen, um alle klingenden Gelder auf die Kriegsausgaben wenden zu können. Diese verschiedenen Fonds betrugen zusammen 25 Millionen Thaler in schlechtem Gelde — welche durch Hülfe einer guten Wirthschaft zur Bezahlung der Armee und der außerordentlichen Ausgaben hinreichend waren. Der Himmel gebe es, daß die Beherrscher Preußens nie mehr gezwungen werden mögen, zu so traurigen Hülfsmitteln ihre Zuflucht zu nehmen, um den Staat gegen eroberungssüchtige Fürsten zu erhalten! Mit diesem Wunsche schloß Friedrich seine Geschichte des siebenjährigen Kriegs; und welcher deutsche Patriot sollte nicht mit ihm in diesen Wunsch einstimmen!

Nach-

Nach dem Friedensschluß ging der König aus Sachsen nach Schlesien, wo er erst eine Menge wichtiger Angelegenheiten beendigte, eh' er nach Berlin selbst zurück kam. Jemehr diese längst erseufzte Stunde sich näherte, desto lebhafter wurde das Streben der Einwohner, den Einzug ihres großen Königs zu verherrlichen. Der Monarch erfuhr durch d'Argens Briefe etwas von dem Vorhaben seiner Unterthanen und schrieb diesem zurück, ihre Bemühungen doch ia zu hintertreiben, weil er, um allem Gepränge auszuweichen, erst in der Nacht kommen würde. Da aber diß ganz gegen d'Argens Plan war, so stellte er dem Könige abermals in einem Briefe vor: er möchte doch dem Volke seine Freude nicht verderben und also seine Ankunft beschleunigen. Der Tag der Ankunft kam, es war der 30ste Merz 1763. D'Argens, der seit 20 Jahren auf kein Pferd gekommen, nun aber auf dem geduldigsten, welches hatte können aufgefunden werden, seinem Könige an der Spize einer Compagnie von Kaufleuten, entgegen geritten war, harrete unter Wind und Wetter bei den Tausenden vor dem Frankfurther Thor, die sich schon am Mittage zum frohen Jubel dahin gedrängt hatten. Al-

lein der Monarch, welcher glaubte, daß man seine Wünsche wegen des Empfangs würde befolgt haben, eilte nicht und kam erst Nachts um 8 Uhr. Nichts destoweniger war die frohe Menge versammelt geblieben und die sonst so gehorsamen Bürger hatten ihrem Enthusiasmus keine Zügel anlegen lassen. Von allen Seiten drangen sie sich um den Wagen, der ihren guten König wiederbrachte; alle Strassen halleten vom Jubel wieder und die Nacht war Tag durch den Schein der Fackeln. Es war, als ob in dieser Stunde alle Traurige der Ursachen ihrer Traurigkeit auf immer entledigt worden wären; aber nur Friedrichs Seele schien mehr trübe als heiter. Erst an dem heutigen Nachmittage hatte er ienes blutige Schlachtfeld bei Kunnersdorf noch einmal besehen und daselbst in den modernden Gebeinen seiner braven Krieger, die einst mit ihm ins Feld gezogen waren, zu viel Stof zum stillen Ernst gefunden, als daß er sich sogleich wieder zur Triumphsfeier aufheitern konnte. Dazu kamen noch neue Besorgnisse von Unglücksfällen bei diesem Einzuge selbst; er eilte also durch Seitenwege aufs Schloß, wo er seine Freunde, aber — wenige von ienen alten Lieblingen, wiederfand, die einst die Bedürf-

nisse seines Geistes und Herzens so glücklich befriedigt hatten. Die Feier, welche der Held am Tage seines Einzugs für seine Person bescheiden ausgeschlagen hatte, lies er von der Nation am Friedensfeste verdoppeln, als seine der Gottheit galt. Er selbst begab sich einsam in die Schloßcapelle zu Charlottenburg, wo er eine festliche Musik befohlen hatte. Als nun die Singstimmen mit dem Te Deum laudamus eintraten, stüzte der König, der sich izt von keines Sterblichen Auge gesehen glaubte, seinen Kopf auf die Hand, und schien die Thränen des Dankes etwas verbergen zu wollen, die er hier zum Preis des Unendlichen weinte.

Denkwürdigkeiten aus der friedlichen Periode Friedrichs vom Jahr 1763 biß 1778.

Es läßt sich der preußische Staat nach diesem langen und grausamen Kriege sehr füglich mit einem Menschen vergleichen, der mit Wunden bedeckt, durch den Verlust seines Bluts entkräftet und im Begriff ist unter dem Gewicht seiner Leiden zu erliegen. Er bedurfte einer strengen Diät, um sich zu erhalten, stärkender Mittel, um seine Lebhaftigkeit wieder zu erlangen, und eines heilenden Balsams, um von seinen Wunden zu genesen. Doch! um ohne Gleichniß zu reden; Preußen hatte eine Menge durchaus verheerter Gegenden; von 13,000 Häusern waren nicht einmal die Trümmer mehr zu sehen; zum Landbau fehlte Getraide, fehlten 60,000 Pferde und die Bevölkerung hatte um 500,000 Menschen abgenommen. Durch Plünderungen, Contributionen und Futterlieferungen war der Adel und der Bauer häufig an den Bettelstab gebracht, und ihm nichts geblieben, als ein elendes Leben und einige Lumpen zur Decke. Das Ansehen der Geseze, Zucht und Ordnung war geschwunden und Hang zur Liederlichkeit

hatte dafür unter allen Ständen überhand genommen. Die Finanzen waren in Verwirrung, und die alten Ministers gestorben. — Friedrich kannte diesen Verfall in seiner ganzen Größe; denn er überzeugte sich davon theils durch Reisen an Ort und Stelle, theils durch treue eingeholte Berichte. Mit Muth und angestrengter Aufmerksamkeit gieng er nun an seine neue Schöpfung. Die zum neuen Feldzuge bereits vorhandenen Summen konten nun zum Wiederaufbau der Städte und Dörfer abgegeben werden; das Korn in den Magazinen zur Besäung der Felder, und die Artillerie und Troßpferde zur Bestellung des Landes. Die Steuern wurden in manchen Provinzen auf zwei Jahre erlassen, und an baarem Gelde gab er ihnen insgesamt noch weit über zwo Millionen. Dadurch gewann der Bürger neues Leben; Vaterlandsliebe fing wieder an zu glühen und das Gewerbe gedieh. Die Milde des Königs gegen seine dürftigen Unterthanen seit ienem verderblichen Krieg, überstieg wirklich alle Begriffe. Denn sein großer Staatsminister, der Graf von Herzberg, der biß diese Stunde so wesentlichen Einfluß in das Glück der preußischen Staaten hat, berechnete aus Staatspapieren, daß Friedrich

seit 1763 biß zu seinem Tode, iährlich an seine gesammten Provinzen die Summa zwischen zwo und drei Millionen Thaler an baarem Gelde verschenkt habe. Und döch sind in dieser Summe iene Millionen nicht mit begriffen, welche der Bau der Vestungen und die Wiederherstellung der Artillerie, verschlang. Lange blieben iene Geschenke von dem Publikum ganz unbemerkt, biß endlich patriotische Männer dieselben andern Regenten zum Muster, aus der Vergessenheit zogen. Um nun diese und so unzählige andere Ausgaben bestreiten zu können, muste der König zunächst auf bessere Finanzeinrichtungen denken. Unter dieienigen, welche das gröste Aufsehen erregten und mehr Tadler als Bewunderer fanden, gehört die im Jahr 1766 eingeführte Regie, eine Anstalt, wodurch er die Kroneinkünfte aus den Zöllen und der Accise auf einen sichern Fuß sezen und doch zugleich seine Unterthanen gegen die Bedrückungen der Accisebedienten, wie sie bei Pachtungen statt zu finden pflegen, verwahren wollte. Er nahm also, auf den Rath anderer, Franzosen zu diesem Geschäfte, weil diesen eine lange Uebung darinnen zugetrauet wurde. Der gröste Vortheil, der hieraus für das Land erwuchs, war

die

die Verminderung der Conterbande, die für Provinzen, welche Manufacturen haben, allerdings verderblich ist. Aber gerade iene Franzosen, die durch ihre fremde Sprache, Unkunde des Landes und Raubbegierde, den Brandenburgern oft so lästig wurden, trugen das meiste dazu bei, daß der König dieser Anstalt wegen so vielem Tadel ausgesezt wurde. — Die neuen innländischen Fabriken beliefen sich wirklich im Jahre 1773 schon auf 264, von welchen die Berliner Porzellanfabrik allein 500 Personen beschäftigte; und die Tobaksfabriken, von welchen inn- und ausländische Provinzen versorgt wurden, brachten den Innhabern der Aktien für ihre angelegten Kapitalien 10 pro Cent. Doch! auch für die gehemmte Einfuhr des fremden Tobaks erhielt der König wenig Dank. Mehr noch dafür, daß er zur Erhöhung des Staatscredits eine Bank in Berlin errichtete, in welcher auch alle Pupillen-Gelder niedergelegt werden musten, die nun mit 4 pro Cent verzinset wurden, statt daß sie vorher bei den Gerichtshöfen zum Nachtheil der Eigenthümer tod lagen.

Doch nicht blos mit der Vertilgung des Unglücks, das der Krieg verursacht hatte, beschäftigte sich der Geist des Königs und seines so

eifrig

eifrig mitwirkenden Ministers von Brenkenhof, sondern er drang auch auf Verbesserung alles dessen, was einer Verbesserung nur einigermassen fähig war. So wurden nicht nur die Ufer der Neze und Warte durch Canäle ihrer stehenden Gewässer entledigt, daß schon im Jahr 1773 nur allein daselbst 3,500 Familien angesezt werden konnten, sondern es wurden auch in vielen andern Gegenden Moräste ausgetrocknet, Deiche an der See aufgeführt, königliche Meiereien in Dörfer umgeschaffen und so manches Tausend auswandernder Pfälzer, Schwaben, Schweizer und Pohlen daselbst angesiedelt, daß im Jahr 1779 die Volksmenge in Preußen, im Kurfürstenthum, im Magdeburgischen und in Schlesien, wo die meisten neuen Dörfer entstanden waren, schon um 1,120,000 Einwohner größer war, als beim Antritt der Regierung Friedrichs. Um diese vester an das Vaterland zu ketten, sorgte der König, daß iede Familie Eigenthum an Haus und Land erhielt. In dieser patriotischen Rücksicht trat der Adel und die Besizer weitläuftiger Güter etwas von diesen ab, und zur Vergeltung machte sichs der Monarch zum Vergnügen, ienem ersten Stande seinen alten Glanz wieder zu geben und schlug sich bei sei-

nen

nen 25 Millionen Thalern Schulden ins Mittel. — — Gelangen auch die oben erwähnten und andere Anstalten nicht immer nach Wunsch, bleibt auch gleich biß diese Stunde bei ihnen noch viel Beihülfe und Verbesserung nöthig; so läst sich doch nicht läugnen, daß durch sie der unverdrossene König große Fortschritte in seinem Bevölkerungssystem, das nach bewährten Grundsäzen der Politik entworfen war, gemacht habe.

So groß nun auch die Summen waren, die der Monarch auf diese und andere Gegenstände verwendete, z. B. auf die Wiedererbauung mehrerer abgebrannter Städte 398,000, auf den nöthigen Ankauf des Futters im Fall eines Kriegs über 5 Millionen, auf die Anpflanzung der Wälder, die im Krieg waren ruinirt worden, auf die Vermehrung von 48,000 Kühen, um die Einfuhr der fremden Butter zu verhindern; so erschöpfte diß alles doch seine Cassen nicht so sehr, daß er nicht noch iährlich ansehnliche Subsidien an Rußland, wie er versprochen hatte, hätte zahlen können. Er selbst lebte indessen wie ein Privatmann, ohne unnüzen Aufwand zu machen. Durch eigne Erfahrung belehrt, wust' er nur zu gut, wie heilsam es sey, bei guten Tagen etwas für die Zeit der Noth zurück zu legen. Er sammelte

melte also in seinen Landen Magazine, durch die in ienen trübseeligen Jahren der Theurung von 1770—72, Preußen alleine gegen die Menschen-verheerende Hungersnoth geschüzt wurde. Selbst auswärtige Provinzen bekamen noch einigen Genuß von iener Ersparung; und eingewanderte Fremdlinge wurden durch die königlichen Armendirectorien, in diesen Jahren der Trübsal, großmüthig verpflegt. Die mannichfaltigen Finanzeinrichtungen, besonders mit der Bank Acise und dem Toback und die auf zwo Millionen Thaler sich belaufenden Einkünfte von der neuerworbenen Provinz Westpreußen, vermehrten die gesammten Einkünfte des Staats um mehr als 5 Millionen.

Daß Friedrich nach ienem Frieden auch seine Armee, die nun auf 161,000 Mann, nach der Theilung Pohlens aber auf 200,000 Mann in Friedenszeiten vestgesezt wurde, auch in der Ausbildung nicht verabsäumte, war um so nöthiger, da sie während des langen Kriegs in allen ihren Theilen sehr ruinirt war und doch für einen Staat wie Preußen, ein wohldisciplinirtes Heer noch immer eines der nothwendigsten Bedürfnisse blieb, und auch noch lange bleiben wird. Zunächst lies er von den Regimentern

tern 30,780 Personen zum Ackerbau abgeben und completirte dafür die Armee durch verbesserte Werbung im Auslande, die jährlich gegen 8000 Soldaten einbrachte. Doch musten bei jedem Regimente, der Regel nach, 720 Landeskinder seyn. Friederich sagte selbst, daß es große Mühe und viel Strenge erfordert habe, um den Soldaten zur vorigen Mannszucht und Gewandheit zu bringen; viel Uebung, biß er sein Gewehr viermal in einer Minute laden, in gerader Linie ohne Schwänken marschiren und sich in alle Bewegungen finden gelernt, welche er im Kriege nöthig hat. Aber noch schwerer habe es gehalten, die iungen Offiziere zu bilden und ihnen die nöthige Kriegskunst, durch die unter ihnen aufgestellten Lehrer, theoretisch und practisch beizubringen: denn daß ein preußischer Offizier etwas mehr wissen müsse, als matrosenmäßig fluchen und corporalmäsig zuschlagen zu können, darf ich dir nicht erst sagen. Da es ursprüngliche Bestimmung des Adels ist, sich mit dem Degen hervor zu thun, so suchte der König, vielleicht etwas zu sehr auf Kosten des bürgerlichen Verdienstes im Kriege, nur adeliche Offiziers bei der Armee anzustellen, „weil im Allgemeinen, wie er sich ausdrückte, der

Adel

Adel mehr Ehre, als der Bürgerstand habe." So auffallend dir auch diese Behauptung, durch die der Adeliche weder was gewinnt, noch der Bürgerliche verliert, vorkommen mag, so gegründet scheint sie mir wirklich zu seyn. Nur hätte der große Menschenkenner Friedrich nicht zugleich in iener Stelle seiner Werke schreiben sollen, „daß Verdienst und Talent unter Personen, die nicht von Geburt sind, nur bisweilen, nur selten angetroffen werde." Doch! verzeih ihm diese Selbsttäuschung, wozu ihn sein Eifer, den adelichen Offizier mit dem höchsten Point d' honneur zu beseelen und dadurch zu den kühnsten Thaten zu spornen, verleitet zu haben scheint. Dieser Stand brauchte damals einen solchen Patron, wenn er im Preußischen seine ursprüngliche Würde nicht auf immer verliehren solte, welches die Unwissenheit der iungen Edelleute, und besonders der armen Pommern, sehr wahrscheinlich machte. Friedrich rettete die Ehre ihres Standes durch die angelegten niedern Kadettenschulen zu Stolpe und zu Culm und durch iene Ritter-Akademie zu Berlin und Liegniz, wo immer für die besten Köpfe die besten Lehrer und Aufseher ausgesucht wurden. Zu diesen Instituten reichte er nicht nur die nöthigen Sum-

men ab, sondern verfertigte für sie auch eine eigene Anweisung, wie diese Kinder erzogen und worinnen sie als künftige Krieger von der ersten Größe, unterwiesen werden sollten. Dazu rechnete er besonders die Historie, Geographie, Logik, Geometrie und Bevestigungskunst.

Ein großer Geist, der das Ganze seines Gegenstandes übersieht, befaßt sich auch gerne mit allen Theilen desselben, die seines bildenden Einflußes vonnöthen haben. So Friedrich bei der Reformation seiner Armee, wobei er in allen getroffenen, höchst mannichfaltigen Anstalten, nur die zwei großen Grundsäze befolgte, erstlich das zu verbessern, was in den vorigen Kriegen irgend immer Nachtheil verursacht hatte, und dann zweitens die Verbesserungen so weit zu vollenden, daß die Armee mit iedem Tage, ohne dabei zu wagen, iedem Feinde unter die Augen zu treten im Stande seyn möchte. Hat ie ein Feldherr seit Jahrtausenden das große wie das kleine Glück und Unglück zu seinem künftigen Vortheil zu benüzen gesucht, so war es Friedrich. Man schließe also hievon auf die Stärke der preußischen Armee, wo Friedrichs Geist und Seegen noch lange ienseits der Gränzen unsers Jahrhunderts, der Feinde Schrecken

bleiben wird. Was läßt sich nicht von einem Heer erwarten, das geraume Zeit vor dem Jahr 1778 unter den Feldinfanteristen keinen Mann hatte, der weniger als 5 Fuß 5 Zoll maß; bei dem die Cavallerie ohnehin im lezten Kriege, durch die Manövres, an Tapferkeit gewonnen, und nicht, wie die Infanterie, ihre alten Offiziers so schnell verlohren hatte? Für das der König selbst ein eigenes Werk schrieb, darinnen die allgemeinen Regeln der Reuter-Taktik, wie sie ihm die Erfahrung an die Hand gab, pragmatisch vorgetragen waren? Das schon in dem Jahr 1777 gegen zweitausend Feldkanonen, 60,000 Zentner Pulver, sechs Bataillone Artilleristen, iedes zu 900 Mann, und dabei noch eine ungeheure Menge anderer Kriegsbedürfnisse vorräthig hatte? Dazu kamen noch Vestungen, deren Bau bis zum Jahr 1778 über 5,146,000 Thaler gekostet hatte; Kornmagazine, deren 70,000 Wispel zwo Armeen von 70,000 Mann ein ganzes Jahr ernähren konnten und endlich eine Geldsumme, die wenigstens für einen Feldzug vollkommen hinreichend war.

Unter allen diesen kriegerischen Anstalten aber lies Friedrich auch einen wichtigen Zweig der Politik: die Erziehung der Jugend überhaupt

haupt in Schulen, auf Gymnasien und Universitäten nicht außer den Augen; obgleich dringendere Staatsausgaben öfters mit seinem guten Willen scheinen in Collision gekommen zu seyn. Schon in den Jahren 1765 und 68 gab er gemessene Befehle an die Behörden, das Land- und Stadtschulwesen zu untersuchen und ihm Verbesserungspläne vorzulegen, damit auf dem Lande die Bauernkinder in der christlichen Religion „als der solidesten unter allen,, und die Bürgerssöhne in den Städten, auch im Rechnen und Schreiben besser als bisher unterrichtet werden möchten. Er empfahl zu diesem Zweck besonders die Anstellung tüchtiger Lehrer, und da er im vorigen Kriege in Sachsen manchen braven Schulmeister mochte kennen gelernt haben, so wollt' er Leute aus dieser Provinz, als Muster für andere, in seinem Lande angestellt wissen. „Dafür sollte man,, um mich seiner eignen Worte zu bedienen, „die schlechten Schulmeisters, die großen Theils Schneider wären, in den kleinen Städten schneidern lassen, oder sie sonst unterzubringen suchen, damit die Schulen um so eher in guten Stand kommen könnten, welches ja eine interessante Sache sey!,, Seit dem Jahr 1772 bis 76 wurden denn wirk-

 lich

lich für die Interessen von ausgemittelten Capitalien, die sich auf 920,000 Thaler beliefen, bessere Schulmeister auf dem Lande in mehreren Gegenden angestellt. Aehnliche gute Schulregenten, wie er sie öfter nannte, wollte er denn auch in den Städten angestellt wissen, und kein Vorschlag, der ihm dißfalls von seinen Ministern oder Consistorien gemacht wurde, entging seiner Aufmerksamkeit; ob er schon nicht immer auf der Stelle die ungeheuern Summen dazu hergeben konnte, die zu einer Totalverbesserung des Schul- und Erziehungswesen erfordert wurden. Diese löbliche Absicht der Schulreform wurde aber seit dem Jahr 1779 auch dadurch etwas gehemmt, als er auf den Rath seines vielgeltenden Ministers von Brenkenhof von seinem geistlichen Departement verlangte, „daß, wenn unter seinen Invaliden, „die ihr Leben und Gesundheit fürs Vaterland gewagt und schwehre Blessuren hätten„ sich welche befinden sollten, die sich zu Schulmeistern qualificirten, man solche doch ia nicht verstossen möchte.„ Viele dieser braven bärtigen Unteroffiziers wurden hierauf examinirt und manche zu ihrem und der Schule großen Nachtheil hie und da angestellt; denn sie mochten freilich wenig mehr

Talent

Talent mit in die Schule bringen, als etwann bei ihren Untergebenen den Stock mit Nachdruck führen zu können. Friedrich hat also in dieser Angelegenheit seinem Nachfolger, Friedrich Wilhelm, allerdings vieles zu verbessern hinterlassen; allein dieser Ruhm bleibt doch auch ienem, daß durch die wesentliche Theilnahme an dem Erziehungsgeschäfte in seinen Ländern Deutschland auf diesen Gegenstand überhaupt aufmerksamer gemacht wurde. Nicht zu gedenken, daß er auch geschickten Männern auf den höhern Schulen und Universitäten öfters „mit einer Zulage flattirt wissen wollte„; daß er habile Lehrer, die keine Pedanten waren, besonders diejenigen, die Sprachen, Geschichte, Beredsamkeit und Philosophie lehrten, einer besondern Achtung würdigte; daß er selbst Aufsäze über die Erziehung zu ihrer Einsicht niederschrieb und ein wachsames Auge hatte, über die Finanzen und pädagogischen Einrichtungen derienigen Erziehungsanstalten, die einmal in seinem Lande berühmt geworden waren. Er eiferte eben so nachdrücklich über die Erziehung zur pietistischen Frömmelei in den Schulanstalten, als über die „wilde Raserei der Studierenden auf Universitäten, die er, statt daß sie auf den Dörfern

Geld, Zeit und Gelegenheit zum Studieren versäumten, lieber mit aller ersinnlichen Treue und Sorgfalt unterrichtet wissen wollte, damit sie ihres Daseyns nicht verfehlen möchten." — Zum wahren Gewinn des Staats gab er auch wiederholte Befehle, daß man von Bürgers- und Bauern-Söhnen nur dieienigen zum Studieren lassen sollte, die durch ganz vorzügliche Talente sich auszeichneten; für diese wollte er auch nur die Stipendien vertheilt *wissen*. Alle andere sollten dagegen das Geschäfte ihres Vaters erlernen und nicht als studierte Dummköpfe, die weder Sitten, noch Talent, noch Vermögen hätten, der bürgerlichen Gesellschaft zur Last werden.

Wie gerne weilte ich länger mit dir bei dem Privatleben des Königs in dieser Periode, über das sich sein großer Minister Herzberg in mehrern Abhandlungen in ein so reizendes Detail eingelassen hat! Sie sind das schönste Denkmal, das Friedrichs Staaten auf immer zur Dankbarkeit gegen einen Monarchen, und die gesittete Welt zur Bewunderung eines solchen Mitbürgers auffodern wird.

So sehr sich aber der König in dieser Friedensperiode mit der innern Einrichtung seiner

Staa-

Staaten beschäftigte; so groß war auch noch der Antheil, den er an allen wichtigen Angelegenheiten der politischen Welt nahm. Um hier nicht in die Länge ohne Bundsgenoße einsam zu stehen, schloß er im Jahr 1764 ein Schuzbündniß mit Rußland, durch welches biß diese Stunde das gute Vernehmen Preußens mit dieser Macht gesichert und das in seinen Folgen so höchstmerkwürdig geworden ist. Diesem Bündniß und dem darauf gegründeten großen politischen System zu folge, würkte Friedrich gemeinschaftlich mit der Kaiserin von Rußland, nach dem Tode des Königs von Polen August II, daß der Piast Stanislaus Poniatowski, ein Freund der rußischen Kaiserin, auf den erledigten polnischen Thron erhoben wurde und daß die Dißidenten Schuz gegen die Bedrückungen der herrschenden Kirche erhielten. Diß empörte einen Theil der Polen um so mehr, da der französische Minister Graf Choiseul aus Haß gegen die Russen, alle Federn in Bewegung sezte, um die Nation zum Aufruhr zu bringen. Im Mai des Jahrs 1768 trat auch wirklich zu Bar in Polen eine Conföderation auf, die nichts geringers im Sinne hatte, als den König vom Throne zu stossen, den Rußland vorzüglich darauf erhoben hatte.

 Allein

Allein die Russen schlugen allenthalben diese wilden Schwärme, und trieben sie einst sogar biß ins türkische Gebiet, bei welcher Gelegenheit die Stadt Balta verbrannt wurde. Diß nahm die Pforte zum Vorwand, den Russen den Krieg anzukündigen, wozu es von Frankreich längst gespornt worden war. Der Fall war also eingetreten, wo Friedrich seiner Bundsgenoßin Catharina, kraft ienes Bündnißes iährlich 480,000 Thaler Subsidien zahlen muste. Da aber die Russen auch über die Türken ansehnliche Siege erfochten, so wurde Friedrich und der Wiener Hof etwas eifersüchtig auf eine Macht, deren Nachbarschaft ihnen mit der Zeit auch gefährlich werden konte. Diese Besorgniß näherte daher beide Höfe allmählig einander. Es kam in kurzem so weit, daß der Kaiser Joseph II im Jahre 1769 dem König von Preußen ienen Besuch zu Neiße in Schlesien wirklich machte, der ihm im Jahr 1766 nicht hatte glücken wollen. Friedrich selbst schrieb von dieser Zusammenkunft also: „Dieser iunge Fürst (unter dem strengsten Incognito eines Grafen von Falkenstein) zeigte eine Freimüthigkeit, die ihm natürlich schien; sein liebenswürdiger Character verrieth einen frohen Sinn, mit dem er

eine

eine große Lebhaftigkeit verband. Bande der Freundschaft und Hochachtung wurden zwischen uns beiden geknüpft." Friedrich sagte dem Kaiser; "er sehe diesen Tag als den schönsten seines Lebens an, denn er würde die Epoche der Vereinigung zweier Häuser ausmachen, die zu lange Feinde gewesen wären, und deren gegenseitiges Interesse es erfordere, sich einander eher beizustehen, als sich aufzureiben." Der Kaiser antwortete: "für Oestreich gebe es kein Schlesien mehr." Hierauf versprachen sie sich auf ihr gegenseitiges Ehrenwort, daß, wenn etwann das Kriegsfeuer noch mehrere Mächte entzünden sollte, sie gegen einander die strengste Neutralität beobachten wolten. Den Russen aber suchten sie zunächst friedfertige Gesinnungen einzuflößen, damit die Türken, die man über lang oder kurz einmal noch nöthig haben könnte, um die übergroße Macht der Russen zu umschränken, nicht zu sehr aufgerieben werden möchten. Rußlands Siegsglück stieg indessen immer höher und in diesem Grade Oestreichs Eifersucht. Friedrich war um diese Zeit, im Sept. 1770 gerade zum zweitenmal mit dem Kaiser im Lager zu Neustadt in Mähren zusammen gekommen, als ein Kurrier aus Konstantinopel kam, der ihn und

den Wiener Hof einlud, die Friedensmittler zwischen den Russen und der Pforte zu machen. Friedrich wurde nun die Seele dieses ganzen Geschäfts, weil die Russen und die Pforte zu ihm vorzügliches Zutrauen hatten. Da aber die Friedensbedingungen, welche Rußland darlegte, zu sehr mit dem Interesse der Oestreicher zusammentrafen; so zog diese Macht Truppen zusammen, rückte in Polen ein und nahm 1772 die wichtige, an Ungarn gränzende Zipser Starostei, in Besitz, die einst ein alter König von Ungarn an Polen verpfändet hatte. Dieser Schritt der Oestreicher war es, welcher nun den Weg zu jenem berühmten Theilungsvertrag über Polen, zwischen den drei Mächten, vorbereitete. Prinz Heinrich war damals gerade in Petersburg anwesend. Die Kaiserin äuserte gegen ihn: „daß, wenn der Wiener Hof Polen zersplittern wollte, die übrigen Nachbarn des Königreichs das Recht hätten, eben das zu thun. Friedrich war kaum von dieser Aeuserung benachrichtigt, so suchte er mit aller Anstrengung über diese Theilung Polens erst mit Rußland ins Reine zu kommen. Diese Macht war sehr willfährig, wegen der Kriegsbedrohungen, die sie von Oestreich kommen sah. Beide schloßen

wirklich einen Theilungstractat ab, ohne daß der Oestreichische Minister, oder der Kaiser Joseph II, noch Lust bezeugten, solchem beizutreten. Da aber Maria Theresia des Blutvergiesens müde war, welches noch erfordert wurde, wenn sie höhere Vortheile aus den obschwebenden Unruhen zwischen den Polen, Russen und Türken, ziehen wollte; so nahm sie die höfliche Auffoderung Friedrichs an: Europa, durch den Beitritt zum Theilungsvertrag, lieber seine Ruhe wieder zu geben, als solche länger zu stöhren und dabei sich abermals dem ungewissen Glück der Waffen Preiß zu geben. Die drei Höfe verpflichteten sich also, eine vollkommene Gleichheit bei der in Polen vorzunehmenden Theilung zu beobachten. Der König und die Republik Polen muste sichs, ihrer Protestationen ohnerachtet, endlich gefallen lassen, daß die erwähnten drei Mächte 1773 den Theilungstractat förmlich mit ihnen abschloßen. In demselben wurde dem König Friedrich II ganz Polnisch-Preussen, die Städte Danzig und Thorn ausgenommen, zugeeignet. Für die Rechtsgründe dieser Besitznehmung sorgte der weitsehende Minister von Herzberg, der seinem Herrn nicht nur gerade zu diesem Strich Landes gerathen hatte,

son-

sondern auch demselben nachher den schicklichern Nahmen Westpreußen gab. Man glaubte öfters, als sei Friedrich bei dieser Vertheilung im Vergleich mit den Districten der andern Mächte etwas zu kurz gekommen; allein wer es bedenkt, daß durch iene Provinz Preußen und Pommern verbunden und dadurch der Hauptkörper der preußischen Monarchie in einen vesten Zusammenhang gebracht wurde; wer es bedenkt, daß diese Macht nun über den großen Weichselstrom gebieten und sich der vornehmsten Zweige des polnischen Handels bemächtigen konnte; bedenkt, daß diese neue Provinz schon damals ungefähr 500,000 Einwohner zählte und daß der König die Einkünfte aus derselben bald auf zwo Millionen Thaler brachte, — der wird bekennen, daß Friedrich und sein Minister eben so wenig übervortheilt worden sey, als sie die andern Mächte, wie ihnen bei und nach der Besiznehmung vorgerückt wurde, zu bevortheilen gesucht hatten. Der Monarch schrieb selbst am Schluß dieser Unterhandlungen, daß sie grosse Geduld, Entschlossenheit und Geschicklichkeit erfordert hätten, theils um das verschiedene Interesse der Theilenden zu vereinigen; theils aber auch, um der Folgen des Neides anderer zu

sehen.

sehender Mächte Meister zu werden. Und gegen Voltaire erklärte er sich hierüber also: „daß ganz Europa glaubt, die Theilung von Polen sei eine Folge von der listigen Politik gewesen, die man mir zuschreibt; das ist aber so falsch, als nur irgend etwas in der Welt. Ich schlug vergeblich verschiedene Auskunftswege vor, und muste endlich meine Zuflucht zu dieser Theilung nehmen, da sie das einzige Mittel war, einen allgemeinen Krieg zu verhüten. Der Anschein ist betrügerisch und das Publikum urtheilt doch nur nach ihm. Was ich Ihnen hier sage, ist eben so wahr, als die 48 Säze des Euklides.„

Aus diesem Geschäfte erwuchsen dem unverdrossenen Könige bald eine Menge andere. Denn da Frankreich bei allen diesen großen Eräugnissen nicht mehr, wie bei ähnlichen in vorigen Zeiten, als eine Macht der ersten Größe war befragt worden; so suchte es sich dadurch zu rächen, daß es, Rußland zum grösten Verdruß, den König von Schweden suverän machen half. Da nun Friedrich durch seinen Vertrag mit Katharina II sich anheischig gemacht hatte, die in Schweden 1720 eingeführte Reichsverfassung aufrecht erhalten zu helfen, so legte ihm diß die traurige Nothwendigkeit auf, dem Sohne seiner

leiblichen Schwester nächstens einen Krieg anzukündigen. Die Natur, die in den Herzen der Könige so laut, wie in den Herzen der Privatpersonen spricht, empörte sich bei Friedrich gegen diesen Krieg. Er wand sich also in dieser Verlegenheit an den Wiener Hof, der denn auch durch seine Vorstellungen die ersten Regungen des Unwillens bei der rußischen Kaiserin wieder stillete. Friedrich selbst aber söhnte durch dringende Vorstellungen den schwedischen und dänischen Hof wieder mit einander aus, die bereits gegen einander die Waffen ergriffen hatten, weil der schwedische Monarch von der Schwäche der Dänen, nach der unglücklichen Struenseeischen Periode, zu gewinnen trachtete. So gelang es denn dem preußischen Monarchen durch hundert kluge Wendungen, durch bescheidene Vorstellungen und großmüthiges Nachgeben zur rechten Zeit, daß er, bei noch so vielen lästigen Neckereien und Aufwiegelungen der Franzosen, der Engländer und der Polen, die sich alle in die Anordnung des Theilungsvertrags gemischt hatten, nicht nur mit seiner Bundsgenoßin, der russischen Kaiserin, unter allerlei sich kreuzenden Schicksalen, in gutem Vernehmen blieb, sondern auch nicht nöthig hatte, sich mit einer an-

dern

dern Macht in irgend einen Krieg zu verwickeln. Er war es sogar, samt seinem Bruder Heinrich, der dem rußischen Thronerben seine beiden Gemahlinnen vorschlug und der die Kaiserin selbst mit vermochte, daß sie von ienen hohen Friedensbedingnissen, durch die biß zum Jahr 1774, der Friede mit den Türken, der verschiedenen Congreße ohngeachtet, immer wieder vereitelt worden war, endlich großmüthig nachlies. So sehr sich Friedrich hütete, noch während und auch nach diesen politischen Gährungen, in irgend einen Krieg sich verwickeln und dadurch von der innern Bildung seiner Staaten wieder abbringen zu lassen, so ernstlich, und seiner erkannten Größe würdig blieb doch immer die Rolle, welche er bei seinen Verhältnissen mit andern Mächten übernahm. Diß beweist unter andern sein Beitritt zu iener bewaffneten Neutralität, die, als England mit seinen Colonien, mit Frankreich und Spanien im Kampfe lag, zwischen Rußland und andern neutralen Seemächten in der Absicht geschloßen wurde, damit von den kriegführenden Mächten die Flaggen ihrer Kauffartheischiffe respectirt würden. Auf gleiche Weise war er auch der Erste, der in seinem Handelstractat mit den vereinigten

ten Staaten von Amerika, den großen Grundsaz der Neutralität veststellte, die eine kriegführende Macht gegen die unbewaffneten, handelnden Unterthanen der andern beobachten müste. Dem zufolge hat Friedrich, ohne seinen Staat den Seemächten selbst beizuzählen, dennoch an diese insgesamt die große Auffoderung gethan: zwei große Artikel des Völkerrechts, zur Verhütung des Blutvergiesens, zu ehren! — Bei den meisten dieser *politischen* Handlungen des Königs war der Gedanke: die *Mächte in Europa* immer in einem gewissen Gleichgewicht gegen einander zu erhalten, die Haupttriebfeder; ein Gedanke, der denselben biß an das Ende seiner Tage beseelte und in der lezten Periode seines Lebens, noch einige eben so eigennüzige, als für Europa, und besonders für *Deutschland*, höchst wohlthätige Anstalten, begründete.

Was er in dieser Periode für die innern Angelegenheiten seines Landes gewesen, mag dir die allgemeine Schilderung sagen, die er gegen das Ende des Jahrs 1773 Voltaire'n also machte: „Nun bin ich von meinen Reisen zurück. Ich war in Preußen, um da die Leibeigenschaft aufzuheben, barbarische Geseze abzuschaffen; vernünftigere an ihre Stelle zu sezen; einen Kanal

eröffnen zu lassen, der die Weichsel, die Netze, Warte, Oder und Elbe mit einander verbinden soll; Städte wieder aufzubauen, die seit der Pest 1709 wüst geblieben sind; Sümpfe von zwanzig Meilen auszutrocknen und einige Policei anzuordnen, die man dort nicht einmal dem Namen nach kannte. Dann hab' ich in Schlesien meine armen Ignatianer über die Strenge des römischen Hofs getröstet, ihrem Orden neue Kräfte gegeben und sie in verschiedene Provinzen getheilt. So mach' ich sie dem Staate nüzlich, da ich ihre Schulen zum Unterricht der Jugend angewandt wissen will. Ausserdem hab' ich Anstalten getroffen, daß in Oberschlesien, wo noch ungebautes Land war, sechzig Dörfer angelegt, und iedes mit 20 Familien besezt werden soll; zur Beförderung des Handels hab' ich Landstraßen durch die Gebirge anlegen und zwei abgebrannte hölzerne Städte wieder von Steinen aufbauen lassen. Von den Truppen gegen Sie kein Wort. Daß ich bei diesen Geschäften die Arme nicht habe über einander kreuzen können, werden Sie selbst einsehen.„ Diß herrliche Verzeichnis von landes-

väterlicher Thätigkeit konnte der König mit jedem Jahre seinen Freunden wiederholen und im Jahr 1777 noch besonders hinzusezen: er reise nach Schlesien — — **um dort Unglückliche zu trösten!**

Denk-

Denkwürdigkeiten des Kriegs im Jahr 1778 und 79 bis zum deutschen Fürstenbund 1785.

Der König, entkräftet durch unzählige Arbeiten, durch heftige podagrische und Hämorrhoidal-Anfälle, zu denen noch die natürliche Schwäche des Alters kam, hatte dadurch Grund genug in sich selbst, zu vermuthen, daß die Theilung Polens der lezte denkwürdige Vorfall in seiner Regierung gewesen seyn würde, an dem er lebhaften Antheil hatte nehmen können. Allein der unerwartete Tod des lezten Kurfürsten von Baiern (1777) störte auf einmal die Ruhe von Europa und weckte den preußischen Monarchen zu neuer Spannung seiner Staats- und Heldenkräfte. Der Wiener Hof hatte nehmlich schon zehen Jahre vor dem Tode ienes herzguten Kurfürsten, der kinderlos war, ienen Plan entworfen, Baiern gröstentheils einst an sich zu bringen. Izt schien der erwartete Zeitpunct dazu eingetreten zu seyn. Viele dabei intereßirte Personen waren bereits von Oestreich gewonnen. Maria Theresia lies sich also von den Ihrigen bereden, durch ihre Truppen das schöne und fruchtbare Baierland in Besiz nehmen zu lassen.

Diß erschütterte den Kurfürsten von der Pfalz, der sich zu München befand, so sehr, daß er in der Bestürzung einen von oestreichischer Seite ihm vorgelegten Vergleich unterzeichnete, in welchem er zwei Drittheile von Baiern an Oestreich abtrat. Friedrich, in der Ferne noch ein stiller, aber desto aufmerksamerer Zuschauer, überzeugte sich, daß diese ansehnliche Vergrösserung des Erzhauses Oestreich nicht nur auf Kosten der andern pfälzischen Linie, sondern auch zum Nachtheil der Allodialerbin geschehen sey. Dazu kam vorzüglich, daß von nun an das Gleichgewicht in Deutschland große Gefahr laufen muste. Nach dem Kurfürsten von der Pfalz gebührte dem Herzog von Zweybrücken das nächste Recht auf Baiern. Dieser hatte die Convention noch nicht unterschrieben; allein getäuscht durch das Gerüchte, als wären Preussen und Oestreich wegen iener Besiznehmung längst einverstanden, stund auch er im Begriff, sich zur Unterschrift nach Hof zu verfügen. Eine einzige biedere Dame, in der das bairische Blut so patriotisch wallete, wie in den Adern einiger bairischer Minister, hielt ihn noch etwas auf und — nun war der preußische Gesandte von Görz angekommen, der dem Herzog Fried-

Friedrichs Beistand antrug, wofern er gegen den Vergleich seines Oheims des Kurfürsten von der Pfalz protestiren wollte. Diß geschah; und zu gleicher Zeit schrieb der Herzog an seinen Schuzgott nach Berlin, daß Baierns trauriges Schicksal bald geendigt werden würde, wenn er sich ins Mittel schlagen wolle. Selbst der Kurfürst äußerte nunmehr, daß er nur aus Furcht und aus Schonung für seine übrigen Staaten, iene Convention unterzeichnet habe. Da nun auch der Kurfürst von Sachsen, dem seine Mutter, eine bairische Prinzeßin, ihre Ansprüche auf das Allodialerbe abgetreten, sich schon vorher wegen dieser Angelegenheit in des Königs Arme geworfen hatte; so waren diß für den Berliner Hof Gründe genug, mit dem Wiener über iene Besiznehmung in Unterhandlungen zu treten. Hierauf gab es denn in Schriften so lange politische Scharmüzel über die Erbfolge in Baiern und über die rechtliche oder unrechtliche Anmaßung des Erzhauses, biß Friedrich indessen zu Versailles und in Petersburg ausgekundschaftet hatte, daß, im Fall er über diesen Gegenstand mit Oestreich in einen Krieg verwickelt werden sollte, weder Frankreich noch Rußland sich Oestreichs annehmen würde.

Schon war Friedrich mit allen europäischen Höfen in Unterhandlung getreten, als sein Minister zu Wien, Baron von Riedesel, im Nahmen seines Königs daselbst ein Memoire übergab, aus welchem deutlich zu ersehen war, daß man über die bairische Erbfolge zu Berlin aus ganz entgegengesezten Grundsäzen räsonnire, als am kaiserlichen Hofe. Diß brachte diesen zu dem Entschluß, im Anfang des März seine Truppen in Böhmen *zusammen zu ziehen*. Da Friedrich solche Kriegsvorkehrungen *an seinen* Gränzen nicht gleichgültig ansehen konnte; so sezte auch er seine Truppen in Bewegung, um zwo Armeen, iede von 80,000 Mann ins Feld stellen zu können. Die eine derselben, unter dem Befehle des Prinzen Heinrich, muste sich in der Gegend von Berlin zusammen *ziehen, um zu* den Sachsen stossen zu können; an die Spize der andern wollte sich Friedrich selbst stellen, und ihr Sammelplaz war Schlesien. Am 4ten April ging der ehrwürdige Greis nach Breslau ab; ging unbegränzten Mühseeligkeiten muthvoll, wie ein durch die Gefahr der Seinen aufgescheuchter Adler, entgegen und hielt bei der Revüe an seine versammelte Generalität folgende Rede: Meine Herren! Wir sind größtentheils

theils im Dienste unsers Vaterlands mit einander grau geworden, und wissen alle am besten, an was für Gefahren, Arbeiten und Ruhm wir insgesamt Antheil genommen haben. Wir alle haben zwar gleichen Abscheu vor dem Blutvergießen; aber die Gefahr, welche unserm Vaterland droht, macht es uns zur Pflicht, Maasregeln dagegen zu ergreifen. Ich verlasse mich auf Ihren mir längst erprobten rühmlichen Diensteifer, den ich zeitlebens mit dem innigsten Vergnügen erkennen werde. Heilige Pflicht sey es Ihnen, in iedem Zustande an den Feinden Leutseeligkeit auszuüben und strenge Mannszucht zu halten. — Ich werde nicht mit dem Pomp eines Königs mit ihnen ziehen; Sie wissen alle, daß ich keinen Wohlgefallen an reichen Equipagen habe; aber mein Alter und meine Schwachheit machen mich unfähig, mehr so zu reiten, wie ich in meiner Jugend gethan habe; ich werde mich also einer Postchaise bedienen müssen. Am Tage der Bataille sollen Sie mich aber zu Pferde sehen.„

Indeß Friedrich mit der Stellung seiner Armee in Schlesien beschäftigt war, hatte sich Kaiser Joseph II in eigner Person bei seiner Armee in Böhmen eingefunden. Von hier aus aber

schickte er am 13 April 1778 dem König einen eigenhändigen und in der Sprache der Freundschaft verfaßten Brief samt einem Vergleichsentwurf in dieser strittigen Angelegenheit. Friedrich beantwortete ihn schon am 14 April mit der Achtung und Freimüthigkeit, die der Geist jenes großen Monarchen und das Interesse Deutschlands ihm einflößete. Nur einige Züge daraus. „Mein Herr Bruder! ich habe den Brief, den Ew. Kaiserl. Majestät an mich zu schreiben die Güte gehabt haben, mit dem größten Vergnügen erhalten. Ich habe hier (in Schönwalde) weder Minister noch Schreiber bei mir; und so werden Ew. Kaiserl. Majestät sich mit der Antwort eines alten Soldaten begnügen lassen, der redlich und freimüthig über einen der wichtigsten Gegenstände schreibt, welche die Politik seit langen Zeiten dargeboten hat. Niemand wünscht wohl mehr als ich, Frieden zwischen den europäischen Mächten zu erhalten; aber es gibt Fälle, wo der gute Wille allein nicht hinreicht. Ew. Kaiserl. Majestät erlauben, daß ich Denenselben den eigentlichen Streitpunct über unsre gegenseitige Angelegenheit deutlich vorlege. Die Frage ist: kann ein Kaiser nach seiner Willkühr mit den Lehen des Reichs schalten?

ten? Beiahet man diese Frage; so werden alle deutsche Lehen ienen im türkischen Reiche gleich, womit der Sultan, nach dem Tode des Besizers, nach Gutdünken schaltet. Diß aber ist den Gesezen des Reichs gänzlich zuwider. — Das hat denn auch die einstimmige Klage aller deutschen Reichsstände, über die gewaltsame Art, womit Baiern überfallen und eingenommen ist, veranlaßt. Ich, als Mitglied des Reichs, und da ich den Westphälischen Frieden durch den Hubertsburger Tractat aufs neue bestätigt habe, sehe mich unmittelbar verbunden, die Vorrechte und Freiheiten des deutschen Reichs emporzuhalten; so wie auch die Kaiserlichen Wahlcapitulationen, durch welche der Gewalt des Reichsoberhaupts Gränzen gesezt werden. Dieses, Sire, ist die wahre Lage der Sache. Mein persönliches Interesse kommt gar nicht dabei in Anschlag; aber ich bin überzeugt, Ew. Majestät selbst würden mich für einen feigherzigen und Ihrer Achtung unwürdigen Mann halten, wenn ich die Rechte und Freiheiten, welche die Kurfürsten und ich von unsern Vorfahren ererbt haben, niederträchtiger Weise aufgäbe. — Ich liebe und ehre Dero Person. Es würde mir wehe thun, gegen einen Fürsten von so vor-

trefflichen Eigenschaften, und den ich persönlich hochschäze, im Schlachtfelde auftreten zu müssen. (Dann folgen Vergleichsvorschläge und am Schluß): Was das lezte Memoire betrift, welches ich vom Fürsten Kauniz erhalten habe, so scheint besagter Fürst in übler Laune gewesen zu seyn, als er es aufsezte. Ich seze seiner auffahrenden Lebhaftigkeit mein Phlegma entgegen. — Mit der grösten Hochachtung und Ehrerbietung bin ich

Mein Herr Bruder

Ewr. Kaiserlichen Majestät

guter Bruder und Vetter

Friedrich.

Der Kaiser beantwortete diesen Brief schon am 16ten April und hebt also an:

Mein Herr Bruder,

In diesem Augenblick erhalte ich den Brief Ewr. Majestät. Ich sehe, Dieselben sind in einem Irrthum über den Hergang der Sache, wodurch Dero lange Tirade, und vorzüglich der Hauptpunct der Frage ganz verändert wird; ich halte mich deswegen verpflichtet, zum Besten der Menschheit, Denenselben hierüber in diesem Brie-

Briefe Auskunft zu geben. (Und nun sucht er die in Betreff Baierns gethanen Schritte zu rechtfertigen und schlieset also:) „die wahre Beschaffenheit der streitigen Frage ist also diese: ob irgend ein Reichsgesez einen Kurfürsten hindert, mit seinem Nachbarn, ohne Dazwischenkunft Anderer, eine ihnen beiderseitig zuträgliche Verabredung und Vergleich zu treffen, oder nicht? Ich werde geruhig abwarten, was Dieselben für gut finden werden mir zu antworten, oder zu thun. Ich habe so viel wahrhaft nüzliche Dinge von Ewr. Majestät gelernt, daß, wenn ich kein Patriot wäre, und wenn das Schicksal einiger Millionen Menschen, die dadurch schrecklich leiden würden, mir gleichgültig seyn könnte, ich Denenselben fast sagen möchte, daß es mir nicht unlieb seyn würde, von Ewr. Majestät auch noch als General zu lernen. — — Mit der grösten und vollkommensten Hochachtung bin

Mein Herr Bruder

Ewr. Majestät

guter Bruder und Vetter

Joseph.

Die

Die beiden Monarchen schrieben sich hierauf noch zweimal einander, aber ohne Erfolg; iedoch in einem Tone, der Muster ist, wie man persönliche Werthschäzung gegen den andern, bei öffentlichen Angelegenheiten beibehalten, wie man sich Wahrheiten und Höflichkeiten mit aller Stärke und Feinheit, ohne dabei ins Unschickliche und Gezierte zu fallen, sagen könne. Dabei verwahrte sich besonders der König gegen den Verdacht, als ob „thörichter Ehrgeiz ihn geblendet, um den tollen Gedanken zu hegen, Schiedsrichter der Fürsten zu seyn.„ Die feurigen Leidenschaften, schreibt er in der rührenden Sprache des Greisen, die feurigen Leidenschaften sind in meinem Alter erstorben und gehören nicht mehr in diese Zeit; auch hat meine Vernunft dem Spielraume *meiner* Thätigkeit Schranken zu sezen gewust. Nehme ich demnach Antheil an den Begebenheiten in Baiern, so entspringt diß daher, weil diese Sache mit dem Innersten aller deutschen Reichsfürsten, unter deren Zahl ich gehöre, verflochten ist.„ — Mit dem 20sten April war der Briefwechsel abgebrochen, in welchem auf der einen Seite Friedrich bemüht war, den Kaiser zur Mäsigung seiner Ansprüche auf Schlesien zu bewegen, und

dieser

dieser auf der andern seine Schritte zu rechtfertigen und doch die Sache in Güte beizulegen. So gering auch der Anschein dazu war, so nahm doch Friedrich den Vorschlag des Kaisers zu einer Unterhandlung an, zu welcher der Kaiserliche Minister Kobenzl in Berlin bevollmächtigt wurde. Allein diese und mehrere Unterhandlungen schienen nur darzu zu dienen, damit indessen die Armeen sich in ihren Plänen immer vester sezen könten. Die Berlinische wurde am 4ten Julius abgebrochen und am 6ten sezten sich wieder alle Truppen in Bewegung. Um desto leichter zu verhüten, daß nicht Dresden von den Oestreichern überfallen und dann Sachsen der Kriegsschauplaz werden möchte, drang Friedrich über Nachod in Böhmen ein und stellte sich dem Kaiser in seinem höchst furchtbarem Lager von Königingräz biß Jaromirs herab, gegen über. Hier machte iener immer solche Anstalten, als ob er von einem Augenblick zum andern die östreichische Armee angreiffen wollte. Diese höchst aufmerksam auf sich selbst, schien vergessen zu haben, daß Laudon, der in der Lausiz stund, Verstärkung bedürfe, wenn er den Prinz Heinrich in Verbindung mit der sächsischen Armee, in Sachsen aufhalten sollte.

te. Dieser Prinz stund mit der vereinigten Armee, 90,000 Mann stark im plauischen Grunde bei Dresden und hatte einen Artilleriezug von 400 Kanonen. Mit dem grösten Theil dieses Heers zog er sich in die Oberlausiz, von dar in verschiednen Kolonnen in die Gebürge und kam endlich nach unaussprechlichen Schwürigkeiten, zum Erstaunen für Freunde und Feinde, über Hanspach biß Schluckenau und Rumburg in Böhmen an, indeß er einige andere Korps am linken Ufer der Elbe hatte gegen ienes Land vordringen und die Aufmerksamkeit des Feindes auf andere Gegenden ziehen lassen. Bei Nimes schlug seine Hauptarmee ein vestes Lager; andere Detaschementer aber sezten durch ihr Vorrücken selbst Prag in Bestürzung.

Vier zahlreiche Heere, denn auch Laudon zog sich alsdann dahin zurück, um die Vereinigung der zwo preußischen Armeen zu hindern, stunden bereits in diesem Königreiche gegen einander und erwarteten die Zeichen zu großen Würgescenen, als Baron Thugut im Lager des Königs ankam und folgenden Brief von seiner Kaiserin Königin, Maria Theresia, vom 12 Jul. überbrachte:

Mein

„Mein Herr Bruder und Vetter!

Durch die Zurückberufung des Baron Riedesel (ihres Gesanden) und durch das Einrücken Ewr. Majestät Truppen in Böhmen, sehe ich mit innigster Bekümmerniß den Ausbruch eines neuen Kriegs. Mein Alter und meine Gesinnungen zur Erhaltung des Friedens sind allgemein bekannt, und ich kann Denenselben keinen deutlichern Beweis davon geben, als durch den izt von mir gethanen Schritt. Mein mütterliches Herz wird mit Recht beunruhigt, indem ich zwei meiner Söhne und einen geliebten Schwiegersohn bei der Armee sehe. Ich thue diesen Schritt, ohne Vorwissen des Kaisers, meines Sohnes; und ich erbitte mir darüber, der Erfolg mag auch seyn, welcher er will, gegen iedermann Stillschweigen. Mein Wunsch geht dahin, daß die Unterhandlung wieder angeknüpft und beendigt werde, welche bis izt von des Kaisers Majestät ist geführt und zu meinem großen Leidwesen abgebrochen worden. Der Baron Thugut, welcher Anweisung und Vollmacht erhalten hat, wird Denenselben diesen Brief zu eignen Händen übergeben. Mit dem heißesten Wunsche, daß diese Unterhandlung das gute Verständniß zwischen uns und unsrer

Fami-

Familie zum Besten der Menschheit wieder herstellen möchte, verharre ich

Ewr. Majestät

gute Schwester und Baase
Maria Theresia.

Nicht nur dieser und die übrigen Briefe, welche die Kaiserin Königin an Friedrich in dieser Angelegenheit schrieb, sondern auch des leztern eigene Aussage bestättigt es, daß iene grosse Fürstin den Frieden aufrichtig wünschte; das Gegentheil behauptet aber der König vom Kaiser und dem Staatsminister, Fürsten Kauniz. Friedrich lies sich nun wirklich die Vermittelungsvorschläge der Kaiserin Königin von ihrem Minister Thugut darlegen; *fand aber weder* diese, noch die darauf folgenden neu eingeholten, über welche die preußischen Minister, Graf Fink und von Herzberg mit ihm im Kloster zu Braunau vom 13 bis 15 August unterhandeln musten, von solcher Beschaffenheit, daß der Friede dadurch konnte hergestellt werden.

So thätig die Ministers bei ihren Unterhandlungen in den Kabinetern waren, so unthätig musten die Armeen die schönste Zeit verstreichen

streichen sehen, ohne daß eine gegen die andere etwas Bedeutendes ausführen konnte. Da der König bei aller Anstrengung nicht im Stande war, den Feind zur Aenderung seiner Stellung oder zu einer Hauptschlacht zu bewegen; so mußt' er sich darauf einschränken, die Lebensmittel in den Gegenden, so weit seine Armee um sich greifen konnte, aufzuzehren, und dann sich auf den Winter wieder rückwärts nach Schlesien zu ziehen. Diß wurde um so nöthiger, da das Land durch die große Thier- und Menschen Menge nicht nur bald aufgezehrt ward, sondern auch seine Truppen grösten Theils in einem rauhen Lande unter Felsen und Waldungen sich befanden und die Jahrszeit eintrat, wo diese Gegenden durch Regengüsse überschwemmt und allerlei Fieber und faulige Krankheiten erzeugt wurden. Diese und viele andere Umstände machten einen Abmarsch aus Böhmen mit iedem Tage mißlicher. Der König traf iedoch seine Dispositionen so weise, daß dieser Rückzug, den die Königliche Armee am 14 September und die Prinz Heinrichsche einige Tage später begann, glücklich vollendet und iene in die Gegenden von Troppau und Jägerndorf gegen das Ende des Septembers vertheilt wurde. Der Erbprinz

von Braunschweig that auch dißmal, und besonders noch im darauf folgenden Winter, dem Könige die wichtigsten Dienste. Keine der zurückkehrenden Kolonnen ward beunruhigt, außer die, welche der Kronprinz von Preußen führte. Dieser Prinz, den sein großer Onkel in diesem Feldzuge schon bei den wichtigsten Anschlägen zum Ruhme beider gebraucht hatte, ward während des Marsches der Neckereien der Oestreicher müde, wandte sich gegen diese um, griff sie an und schlug sie in die Flucht. General Wurmser versuchte es aufs neue zu wiederholtenmalen, einen gefaßten Posten des Prinzen zu beunruhigen, ward aber, so oft er es wagte, zurückgeschlagen. Friedrich umarmte dafür diesen wachsamen Prinzen, der des Königs Erwartung durch diese Thaten noch übertroffen hatte, mit der Erklärung: „Sie sind nun nicht mehr mein Neveu, sondern mein Sohn.„ Und in seinen hinterlassenen Werken sezte er noch hinzu, daß „die guten Anordnungen, die Thätigkeit und das Verhalten desselben, iedem Krieger, der eben das gethan hätte, Ehre gemacht haben würde.„ Wie sicher muß das Wohl der preußischen Staaten auf diesem Prinzen ruhen, der nun selbst auf Friedrichs Throne für dasselbe wacht!

Der König begab sich nach diesem Feldzug in der Mitte des Novembers nach Breslau, um daselbst sowohl die Anstalten zum neuen zu treffen, als auch, um über die Unterhandlungen zu wachen, die nun eine interessantere Wendung bekamen. Denn da es Friedrich übernommen hatte, durch das Ministerium zu Versailles die Zwistigkeiten der Pforte mit der russischen Kaiserin beilegen zu lassen, so nahm sich diese Monarchin des erstern lebhafter an und lies gegen das Ende Nov. durch ihre Ministers zu Wien und Regensburg erklären: „daß, wenn Maria Theresia den Fürsten des Reichs, wegen der Besitznehmung Baierns, nicht Genugthuung geben würde, Rußland sich verbunden halte, mit Preussen diß gemeinschaftlich zu erzwingen.„ Diese Erklärung wirkte am Wiener Hofe besonders auf die friedlichgesinnte Kaiserin Königin. Sie nahm also Frankreichs und Rußlands Friedensvermittelung an, die Friedrich schon vorher bei diesen Mächten dadurch eingeleitet, daß er sie von allen Schritten Oestreichs und von den möglichen Friedensbedingnissen unterrichtet hatte. Bevor es aber noch zum Frieden selbst kam, wurden nicht nur in den Kabinetern, während des Januars und Februars, lebhafte Unterhand-

lungen gepflogen, sondern es versuchten auch die Oestreicher den Preußen noch im Felde, der Wintermonate ungeachtet, allerlei Unheil zuzufügen, welches iedoch nicht nach ihren Absichten gelang. Zwar schienen die Kaiserlichen in Ueberfällen und Kriegslisten es den Preußen in diesem Kriege zuvor zu thun; dagegen erhielten diese iedesmal den Vortheil, so bald es zu einem regelmäßigen Gefecht kam. Am 7 März wurde endlich der Waffenstillstand und gleich darauf iener merkwürdige Friedenscongreß in Teschen verabredet, der aber Anfangs sich wieder, wie die vorigen Unterhandlungen, zu zerschlagen schien. Als aber am 20sten April die Nachricht von dem Frieden zwischen der Pforte und den Russen nach Wien kam, so fügte sich nicht nur der oestreichische Gesandte mit mehr Geschmeidigkeit, sondern es gaben auch andere, die Foderungen an die große Erbschaft machten, um ein Beträchtliches nach. Denn von nun an sprach Frankreich und Rußland in einem weit entscheidendern Tone bei deutschen Angelegenheiten, als wenigstens die leztere Macht vorher noch nie gesprochen hatte. Der Friede wurde also wirklich am 13 Mai, am Geburtstage der Maria Theresia, unterzeichnet. Sie behielt

— herr-

— herrliches Angebinde! — von Baiern den Burghauser Kreis, einen District von 20 Stunden in der Länge und 8 in der Breite, der damals gegen 123253 Menschen zählte. Das übrige Baiern muste der Pfälzer Linie wieder zurückgegeben und die Allodialfoderung Sachsens mit 6 Millionen Gulden vom Kurfürsten von der Pfalz vergütet werden. Der König erhielt für seine 13 Millionen großmüthig aufgeopferter Kriegsunkosten die Zusicherung vom Kaiser, sich der Wiedervereinigung der Fürstenthümer Baireuth und Anspach mit der Kurlinie, wenn ie der Fall eintreten sollte, nicht weiter zu widersezen. Also die Zusicherung ienes Rechts, das dem Kurhause ohnehin unwidersprechlich gebührte. Rußland und Frankreich und das ganze deutsche Reich übernahmen die Gewährleistung dieses Friedens, davon ich dir nur die wichtigtigsten Artikel angegeben habe.

Es war diß ohnstreitig eine der schönsten und nicht eine der leichtesten Thaten Friedrichs, daß er die Ehre der deutschen Fürsten und ihre Gerechtsame aufrecht erhielt, ohne dabei die geringste Absicht von Selbstvergrößerung blicken zu lassen; eine That, die der Neider seines Ruhms am wenigsten ungestraft wird verhöh-

nen können; eine That, mit deren aufrichtigen Erzählung sich die schöne Reihe der von ihm selbst verfertigten historischen Werke seiner Regierung beschliest. — Unmittelbar nach dem Frieden entwarf er bei guter Laune in einem Briefe an d'Alembert folgendes Bild von seinen dabei gehabten Unruhen. „Mein Geist, noch ganz von einem aus Politik und Finanzangelegenheiten zusammengesezten Schlamme besudelt, muß sich erst durch ein förmliches Bad im Wasser der Hippokrene reinigen, ehe er sich am Hofe Apolls vor den neun Musen wieder zeigen darf. — Mein armes Gehirn ist vierzehn Monate hindurch von Stürmen erschüttert worden: alle Spuren der Künste sind in demselben verwischt, und die Ideen liegen umgestürzt da durch eine Menge Einrichtungen, Plane, Unterhandlungen und Geschäfte, womit ich mich, durch Noth gedrungen, abgeben muste.„

Allein diese mannigfaltigen politischen Angelegenheiten scheinen wirklich die wissenschaftlichen Ideen des Königs nicht in dem Grade zerrüttet zu haben als er selbst wähnte: Seine damaligen Unterhaltungen in Breslau mit einigen vorzüglichen Gelehrten Deutschlands beweisen ganz das Gegentheil. Hier war es, wo

er

er noch während der Friedensunterhandlungen sich mit den Professoren Garve, Arlet und seinem Minister Herzberg öfter über die erhabensten Gegenstände der Weltweisheit und Geschichte besprach; hier, wo er behauptete, daß zur Aufklärung der deutschen Nation nicht patriotischer und ersprieslicher gewirkt werden könte, als wenn man ihre Jugend mehr mit den griechischen und lateinischen Schriftstellern bekannt machte und in dieser Absicht auch gute Uebersezungen veranstaltete. Die nächste Folge dieser Bemühung war, daß Garve, vom Monarchen dazu aufgefordert, ein Meisterstück dieser Art in dem verdeutschten Cicero von den menschlichen Pflichten, lieferte und daß Herzberg seinem König den uralten Ruhm der Deutschen und die Vorzüge ihrer Sprache in einer gelieferten Probübersezung einiger Stücke des Tacitus, gerade zu einer Zeit begreiflich machte, als er und sein König gegen die mächtigsten der Erde für die Aufrechthaltung der deutschen Freiheit im Feld und Kabinete rangen. — In ienem kriegerischen Jahr 1778 starb des Königs älter gelehrter Freund Voltair, mit dem er noch biß zum Anfang desselben im Briefwechsel geblieben war. Die Complimentensprache, der sich der

König gegen diesen eitlen französischen Gelehrten, seit dem Anfang ihrer Correspondenz, bedient hatte, nahm mit den Jahren eher zu als ab und nun gedruckt sind diese Briefe, einiger üppiger Auswüchse abgerechnet, das schönste Denkmal von Friedrichs philosophischem Geiste und königlicher Werthschäzung gegen das Genie, dem er noch in der lezten Zeile die freundschaftlich schwärmerische Erklärung gethan hatte, „daß es iedem denkenden Wesen Vergnügen bereite.„ Diesem errichtete er noch ein schriftliches Ehrendenkmal während des Feldzugs und schrieb sogar an d'Alembert, „daß Voltaire's Schriften vielleicht noch länger dauern würden als die französische Monarchie selbst; daß iene oft die unterdrückte Unschuld gerettet, oft die Schwärmerei und ungerechten Richter beschämt hätten, auch selbst die Welt gebessert haben würden, wenn sie zu bessern gewesen wäre„ und, ich seze für dich, mein Sohn! noch hinzu, was Friedrich zu bemerken vergas, wenn nicht Voltaire zu oft bei seinen Ausfällen auf Aberglauben, Fanatismus und Priestertrug, das Heilige der Religion selbst mit seinem Wiz so sehr besudelt und schon dadurch dem Patrioten seine ganze Moralität und Verbesserungsabsichten verdächtig

tig gemacht hätte. Der Werth seiner großen literärischen Verdienste bleibt indessen immer der große, wie ihn Friedrich erkannte; die Geringhaltigkeit des Moralischen hat ihm der König selbst oft eben so stark als bitter noch in seinen Greiseniahren fühlen lassen, besonders wenn er seinen literarischen Gegnern, die längst im Grabe lagen, nicht verzeihen wollte.

Nach dem teschner Frieden und der Rükkehr des Königs nach Sanssouci war dieß eine nicht unbemerkenswerthe Handlung, daß er im Jahr 1780 eine Abhandlung verfertigte „über die deutsche Literatur, über ihre Mängel, über die Ursachen der leztern und die Mittel ihnen abzuhelfen.„ Der König wagte hier als Schriftsteller mehr als bei iedem andern Thema. Denn es war zu erwarten, daß die Deutschen denienigen nicht als Richter, über die Fortschritte in ihrer schönen Literatur, anerkennen würden, der kaum einen und den andern ihrer guten Schriftsteller auch nur dem Nahmen nach kante; der wenigstens seit 30 Jahren keinen gelesen hatte. Der gutgemeinte Aufsaz des Königs wurde also scharf beurtheilt, aber kaum von iemand gründlicher und bescheidener als vom philosophischen Geschichtscheiber Möser und vom Abt Jerusa-

lem, welchen leztern des Königs Schwester, die Herzogin von Braunschweig, dazu aufgefodert hatte. So wenig sich nun Friedrich in dieser Schrift als Kenner der deutschen Schriftsteller gezeigt hat; so richtig sind doch darinnen die Ursachen des langsamen Fortschritts der Nation in den schönen Wissenschaften bemerkt, und trefliche Anleitung gegeben, um weiter zu kommen und die Fehler unsrer Sprache zu verbessern. Als er diesen Aufsaz seinem Minister Herzberg, zur Besorgung einer deutschen Uebersezung und des Drucks überschickte, schrieb er ihm zugleich diese schönen Worte: „ich wünsche, daß meine Zeitgenossen mir gerechte Ursache, sie zu loben, geben mögen; niemand wird geneigter dazu seyn, als ich. Gäbe es viele, die Ihnen (dem Minister) ähnlich wären, so würde mir die Materie dazu ganz nahe liegen.„

Kaum war dieses schriftstellerische Product vom Publikum genossen, so übergab er dem erwähnten Minister schon im Jahr 1781 ein anderes, unter dem Titel „Versuch über die Regierungsformen und über die Pflichten der Regenten und Staatsministers„ mit folgendem Briefe: „Ich vertraue Ihnen hier einige Betrachtungen über die Regierung an; sie wurden in

meinem Hause gedruckt; sind nicht für das Publikum geschrieben und werden in Ihren Händen bleiben. Ich bin, u. s. w. — Friedrich.„ — Wirst du, mein Sohn! einst diese Betrachtungen des Monarchen mit sorgfältiger Prüfung gelesen haben, dann wirst du es mit allen Kennern ächter Staatskunst für das halten, wofür es Herzberg gegen seinen König sogleich erklärte, indem er ihm zurückantwortete: „Nie wird diß vortrefliche Büchlein, wie Ew. Majestät mir zu befehlen geruhet, aus meinen Händen kommen, ungeachtet es das Handbuch aller Regenten zu seyn verdient, und es unausbleiblich einst seyn wird. Sie würden darin ein Ideal finden, welches zu erreichen ihnen schwer scheinen wird, wovon aber Ew. Majestät dennoch, ohne alle Ausnahme, ein Beispiel gegeben haben.„ Statt des Ueberrestes dieses schönen Briefs nur eine Stelle aus dem herrlichen Werkgen selbst. „Es gibt wenige Länder, wo die Einwohner einerlei Meinungen in Ansehung der Religion hätten; — es gibt Secten, und so entsteht die Frage, ob nothwendig alle Bürger einstimmig denken müssen, oder ob man einem ieden erlauben könne, nach seiner Weise zu denken? Finstre Staatsmänner werden ohne Umstände sagen: es muß überall nur

einer-

einerlei Meinung herrschen, damit die Bürger durch nichts getrennt werden; der Theologe sezt hinzu: wer nicht denkt wie ich, der ist verdammt, das schickt sich nicht, daß mein Regent ein König der Verdammten sey; man muß sie also in dieser Welt hinrichten, damit sie desto seeliger in der zukünftigen werden. Hierauf antworte ich, daß niemals eine Gesellschaft einstimmig denken werde, daß unter den christlichen Nationen die meisten Anthropomorphiten sind. — — Man kann einen armen Unglücklichen zwar mit Gewalt zwingen, ein gewißes Formular herzusagen, dem er seinen innern Beifall versagt; aber was gewinnt der Verfolger damit? Steigt man biß zum Ursprung der Gesellschaft hinauf, so ist es einleuchtend genug, daß der Regent schlechterdings kein Recht über die Meinungen der Bürger habe. Müste man nicht wahnsinnig seyn, wenn man sich vorstellen wollte, daß Menschen zu einem ihres Gleichen gesagt hätten: wir erheben dich über uns, weil wir gern Sklaven seyn wollen, und geben dir die Macht, unsre Gedanken nach deiner Willkühr zu lenken? Sie haben vielmehr gesagt: wir bedürfen deiner, um die Gesetze aufrecht zu halten, denen wir gehorchen wollen, um weise regiert zu werden,

und

und uns zu vertheidigen; übrigens fordern wir von dir Achtung für unsre Freiheit. — Sobald iede Art Gott zu verehren frei ist, herrscht überall Ruhe, anstatt daß die Verfolgung die Quelle der blutigsten und langwierigsten Bürgerkriege gewesen ist.„

Ich habe dir gelegenheitlich schon viel, und doch bei weitem noch nicht alles von der Erholungs-Beschäftigung des Königs mit der Schriftstellerei bekannt gemacht. Es würde sich auch mit meinem dermaligen Zweck gar nicht vereinigen lassen, wenn ich dir in der möglichsten Vollständigkeit iene zahlreichen Aufsäze hätte nahmhaft machen wollen, durch die er als komischer und ernsthafter Dichter, als spekulativer und practischer Philosoph, als Tactiker und Politiker, als Geschichtschreiber und als Aesthetiker gegen ein halbes Jahrhundert lang seine Zeitgenossen unterhalten und belehret hat; ich würde durch diese Nebenzüge vom Bilde des großen Königs deine Blicke zu lange von dessen großen Regententhaten haben abziehen müssen, davon eine der schönsten noch mit den lezten Jahren seines Lebens begann. Er hatte schon 73 Jahre erreicht, als er noch das Project eines Tausches von Baiern gegen einen Theil der Niederlande, mit dem

Oest-

Oestreich im Anfang des Jahrs 1785 hervortrat, erleben muste. Diß erregte bei dem verehrungswürdigen Vater der Freiheit neue Besorgnis wegen der Erhaltung des Systems von Deutschland. Er sah, daß die Früchte ienes, mit so viel Aufopferung errungenen teschenschen Friedens, nun bald mit einander welken würden! Doch, der Herzog von Zweibrücken, dessen Einwilligung zu diesem Tausche durchaus nöthig war, verweigerte sie *nicht nur mit* der Erklärung: „daß er sein altväterlich Erbgut *nie* vertauschen würde„ sondern er erbat sich auch bei diesem Anliegen den Beistand des patriotischen Königs, der seiner Linie nur erst vor sieben Jahren Baiern gerettet hatte. Friedrich, ob er gleich wuste, daß Oestreich zu diesem Tausch auch bereits Rußland und Frankreich gewonnen habe, unterstüzte dennoch den Herzog auch dißmal in seinem Widerspruch gegen die Ausführung eines so bedenklichen Entwurfs, und lies in Staatsschriften warnend erklären, daß Tractaten sowohl, als auch die in Deutschland erforderliche gleiche Vertheilung der Macht, iede Veräuserung von Baiern unmöglich mache. Da nun hierauf der Kaiserliche Hof samt dem Rußischen und Französischen öffentlich erwiederten,

daß

daß bei dem Widerwillen des Herzogs von Zweibrücken nie an einen erzwungenen Tausch von Baiern zu denken wäre, so wurde durch diese zusammentreffenden Erklärungen, ohne einen förmlichen Tractat, von den vornehmsten intereßirten Partheien, eine neue feierliche Verbindung getroffen, welche auf lange Zeit die Ruhe und das Gleichgewicht von Deutschland zu sichern scheint. Die Besorgnisse aber, welche blos die Idee eines solchen Entwurfs, als der vorgewesene war, im Reich und besonders unter den Baiern nothwendig erregten, gaben zu der Reichsverfassungsmäßigen Association Gelegenheit, welche am 23 Jul. 1785 zu Berlin, zwischen den Churfürsten von Sachsen, Brandenburg und Braunschweig-Lüneburg geschlossen wurde. Diese Association, die unter dem Nahmen: deutscher Fürstenbund, so berühmt geworden ist, und der im Lauf weniger Monathe der Churfürst von Mainz, die Herzoge von Weimar, Gotha, Zweibrücken und Braunschweig-Wolfenbüttel, der Landgraf zu Hessencassel, die Marggrafen zu Anspach und Baden, und der Fürst von Anhalt zu Dessau, beigetreten sind, hat blos die Vertheidigung und Erhaltung der gesezmäßigen Verfassung des deutschen Reichs,

so

so wie der Rechte und Besizzungen iedes einzelnen Gliedes desselben zur Absicht. Gesezt also auch, daß einst ein Nachkomme des Herzogs von Zweibrücken minder patriotisch denken und sich und sein väterlich Erbe in einem unseeligen Augenblick veräusern könnte, so wird iede solche Veräuserung kraftlos seyn, so lange dieser Bund in seiner dermaligen Stärke bestehet. Diß ist der Baiern Trost; und dieser Trost Friedrichs schönstes Monument *in einem* Lande, wo noch die treflichsten Ueberreste vom deut*schen Urcharacter* bestehen. Es war kein geringer Beweiß von Zutrauen, den die Mitstände des Reichs dadurch in den König sezten, als sie seinem Vorschlage zu einem solchen Bunde, so willig Gehör gaben. Dieser Bund, der durch keines deutschen Mannes Blut errungen ward, *durch den* aber Deutschlands Freiheit und Ruhe vester stehen wird, als noch ie die Freiheit eines Staats durch seine Helden stund, ist unstreitig unter allen politischen Thaten Friedrichs die schönste. Er hatte davon nicht nur die erste Idee; sondern er realisirte sie auch bei aller Unwahrscheinlichkeit unter den empfindlichsten Qualen der Wassersucht und aller der Uebel, die ihn bald darauf zu Grabe leiteten. Seine einzigen Mit-

tel

tel dazu waren edle Freimüthigkeit und biderer Sinn bei der Auffoderung dazu an seine Mitfürsten und Klugheit und Unverdrossenheit in der Negociation. Diß Werk muß ihn noch mehr verewigen als seine ruhmvollen Siege. Denn dadurch verstärkte er im deutschen Vaterlande iene Bande der Eintracht wieder, die durch die Länge der Zeit unter mehreren Fürsten ziemlich erschlafft waren; dadurch weckte er den Patriotismus, durch den das Haupt des Reichs und seine Glieder allein aufrecht erhalten werden können; dadurch hob er alle Aengstlichkeit in den Gemüthern über eine Gefahrenvolle Zukunft selbst. Da nun Gerechtigkeit und gemeines Interesse dieses Bundes erste Empfehlungen waren, so wurde ihm gar bald, des besorglichen Mißtrauens einiger ohngeachtet, der Beifall Europens, die Herzen der Fürsten und des Volks zu Theil; seinem großen Stifter aber die unverwelklichste Bürgerkrone!

So wichtig die Rolle war, die der König durch diß neue System überkam; so wenig entzog er sich dabei den übrigen allgemeinen Angelegenheiten von Europa. Wie thätig war nicht sein Eifer, um iene verwickelten Unruhen in Holland beyzulegen und der Familie seiner

vortreflichen Nichte die Statthalterwürde zu sichern! Wie thätig, bis er ienen grosmüthigen Vergleich, den er mit der Stadt Danzig schlos, beendigt sah! Wie thätig, bis zur Befriedigung beider Theile die Gränzirrungen zwischen ihm und der Republik Pohlen abgethan waren! Mitten unter diesen und so viel andern großen Angelegenheiten unterlies er nicht, die gewöhnlichen Musterungen seiner Armee und seine militärisch = ökonomischen Reisen in die meisten seiner Provinzen. Die Monate Mai, Junius und Julius waren die eigentlichen Wonnemonate für Friedrichs fleißige und unglückliche Unterthanen; denn in diesen kam er persönlich in die Provinzen, um iene zu belohnen und diese zu unterstüzen. Es war als ob der Kriegsgott mit allen ienen Vorzügen, die ihm das Alterthum andichtete, erschiene, wenn Friedrich zur Revüe kam. Da drangen sich die ersten Helden Europens hinzu, um den von Angesicht zu Angesicht zu sehen, der durch Thaten ihrer aller Lehrer gewesen war; da hob sich die Brust der gemeinen Soldaten höher, wenn sie ihren alten gekrönten Kameraden mit gebeugtem Rücken wieder einmal vor der Fronte herab trottiren sahen, ihn, der weiland iede Gefahr und Kriegsstrapa-

zen mit ihnen so redlich getheilt hatte! Und dieses erhabene Schauspiel sahen sie noch in dem Jahr 1785, sahen es aber zum leztenmal. Zum leztenmal reisete der schon damals durch häufige Koliken geschwächte Monarch im August dieses Jahrs in die Provinz, der er den grösten Theil seines Lebens geweihet, die er als Lieblingstochter gepflegt hatte, nach Schlesien. Hier war es, wo selbst der heftigste Regen ihn nicht abhielte, die Musterung zu vollenden, aber auch durch diese zu strenge Beobachtung seiner Pflicht seinen Tod zu befördern.

Friedrichs leztes Lebensiahr, Krankheit und Tod. 1786.

So häufig sich auch immer die Vorboten eines nahen Todes schon seit dem vorigen Jahre bei dem Könige einstelleten; so wenig Schreckliches schienen sie für ihn zu haben. Er durfte bei solchen erhaltenen Zeichen zum Aufbruch in die Ewigkeit nicht über verlohrne Tage trauern, sich nicht vor einem Gott fürchten, dessen Liebe er glaubte und dessen Geschöpfen er nach Möglichkeit Gutes zu thun gesucht hatte; durfte nicht vermuthen den Fluch seiner Unterthanen, die seit dem Jahr 1740 von 2,240,000 zu sechs Millionen auf 3600 geographischen Meilen im Jahr 1785 angewachsen waren; denn für das Gegentheil bürgen ihm seine Handlungen, die er 45 Jahre lang in ihrer Mitte gethan und wodurch er sich ihre ewige Liebe und seine Größe gesichert hatte. Ja! es blieb gesichert das Andenken an seine Liebe und Größe, in ienen seit 1763 bis 1785 weit über 40 Millionen Thaler sich belaufenden Geschenken an baarem Gelde, wodurch er sie in den Stand sezte, den Bürgern in den Städten, und den Taglöhnern auf dem Lande Häuser bauen, Kirchen, Vestungen

gen und Casernen erhalten, Fabriken und Güterbesizer durch Vorschüsse unterstüzen und ödes oder verunglücktes Land nuzbar, müßige Hände thätig machen zu können. Sie blieb gesichert in iener während der Friedensperiode durch den Groskanzler von Carmer veranstalteten zwoten Justizverbesserung; in ienem durch denselben Minister errichteten Kreditsystem, durch welches eine Menge Koncurse verhütet, der Preis der Landgüter erhöhet und der Zinsfuß erniedrigt wurde; in iener hergestellten Feuersocietätsdirection, die vermittelst eines unmerklichen Beitrags die Landgüter gegen die unglücklichen Folgen einer Feuersbrunst sicherte; drei Einrichtungen, die schon alleine hinreichend wären, eine Regierung glänzend und unsterblich zu machen. Dazu kommt aber noch, daß der König vier Kriege überstanden, 15 große Vestungen unterhalten, über 200,000 stehende Kriegsleute genährt, und sie, so wie seinen Hof und Civil-Stand, immer mit der pünctlichsten Ordnung bezahlt hatte, ohne iemals eine neue Contribution von seinen Unterthanen zu fordern. Er war der treue Haushalter gewesen, der nun, ohne den Umlauf des baaren Gelds gehemmt zu haben, als Eigenthum des Staats einen

Schaz hinterlies, dergleichen noch nie in baarem Gelde ein europäischer Fürst besessen hatte und einen eben so beträchtlichen in den Fabriken, davon im Jahr 1785 folgende die wichtigsten waren:

	Fabrikanten.	Ertrag.
In Leinewand	80,000	9,000,000
In Tüchern und Wollenzeuchen	58,000	8,000,000
In Seide	6,000	3,000,000
In Baumwolle . . .	7,000	1,200,000
In Leder	4,000	2,000,000
In Eisen, Stahl und Kupfer	3,000	2,000,000
In Toback, mit 140,000 Zentner inländischen .	2,000	1,000,000
In Zucker	1,000	2,000,000
In Porzellän und Fayance	700	200,000
In Papier	800	200,000
In Talg und Seife . .	300	400,000
In Glas und Spiegel .	—	200,000
In Gold- und Silber-Manufacturen	1,000	400,000
In schlesischer Farbenröthe	—	300,000
In Oel	600	300,000
In Bernstein	600	50,000
Zusammen	165,000 Pers.	30,250,000 Thaler.

Die-

Dieser sehr mäsig berechnete Ertrag, der im folgenden Jahre noch um 4 Millionen höher ward, läst sich schon hier noch um einige Millionen größer angeben, wenn man die vielen kleinern Fabriken, z. B. die Wachsbleichen, die Stärke und Alaun, Weineßig, Tobackspfeifen, Uhr- Gewehr- Tapeten- Blumen- Federn- Handschuhfabriken, Buchdruckerei, Kutschen, Potasche und viele andere dazu rechnen will. Ueberhaupt kan man ohne alle Uebertreibung behaupten, daß am Ende der Regierungs-Jahre Friedrichs, die ganze natürliche und künstliche Production, oder der sämtliche Ertrag der iährlichen Arbeit preußischer Unterthanen, 40 Millionen Reichsthaler betrug, woran die Hälfte, oder 20 Millionen an fremde Nationen vertauscht ward. Solcher natürlichen Producte sind besonders das Getraide, Holz, Salz, der Hanf und andere Schifsbaumaterialien. Hiebei ist noch das wichtigste, daß der gröste Theil der Materialien, welche diese Fabriken verarbeiten, in den preußischen Staaten selbst erzielt wird, und daß sie von fremden, auser dem Wein, Kaffe, Zucker, Gewürze, Oehl, feine Wolle und Baumwolle, etwas roher Seide, wenig andere Gegenstände des Luxus vonnöthen haben, deren Betrag aber

bei weitem nicht an die Summe von 20 Millionen Ausfuhr hinansteigt. Diese erhöhete Landeskultur sezte die Einwohner der Seeprovinzen Preußen, Pommern und Ostfriesland, in den Stand eine so starke Schifffarth zu treiben, daß jährlich 1300 preußische Schiffe den Sund passiren und daß die Emdenschen Kaufleute, auser ihrem betriebenen Heeringsfange, auch Schiffe mit preußischen Fabrikwaaren beladen, nach Asien, Batavia, Bengalen, China und Nordamerika schickten. So weit brachte es ein Genie, dessen Gewalt in seiner Person Talente vereinigte, die einander gemeiniglich auszuschliesen pflegen, und eine Kraft des Willens, wodurch es das ward, was es seyn sollte, so oft und so bald es sichs gebot. Dadurch hatte also Friedrich der preußischen Monarchie eine ihrem Umfang angemessene Bevölkerung gegeben, ihren Ackerbau gut, ihre National-Industrie wichtig, ihre Handelsbalanz vortheilhaft und sicher, ihre Einwohner fleißig und tapfer gemacht; dadurch ihr Vermögen besser vertheilt, als in den meisten andern Reichen, dadurch die National-Armee zur ersten in Europa erhoben, ohne sie dem Staate lästig werden zu lassen; dadurch hatte er Ministers und Generale biß an seinen

Tod,

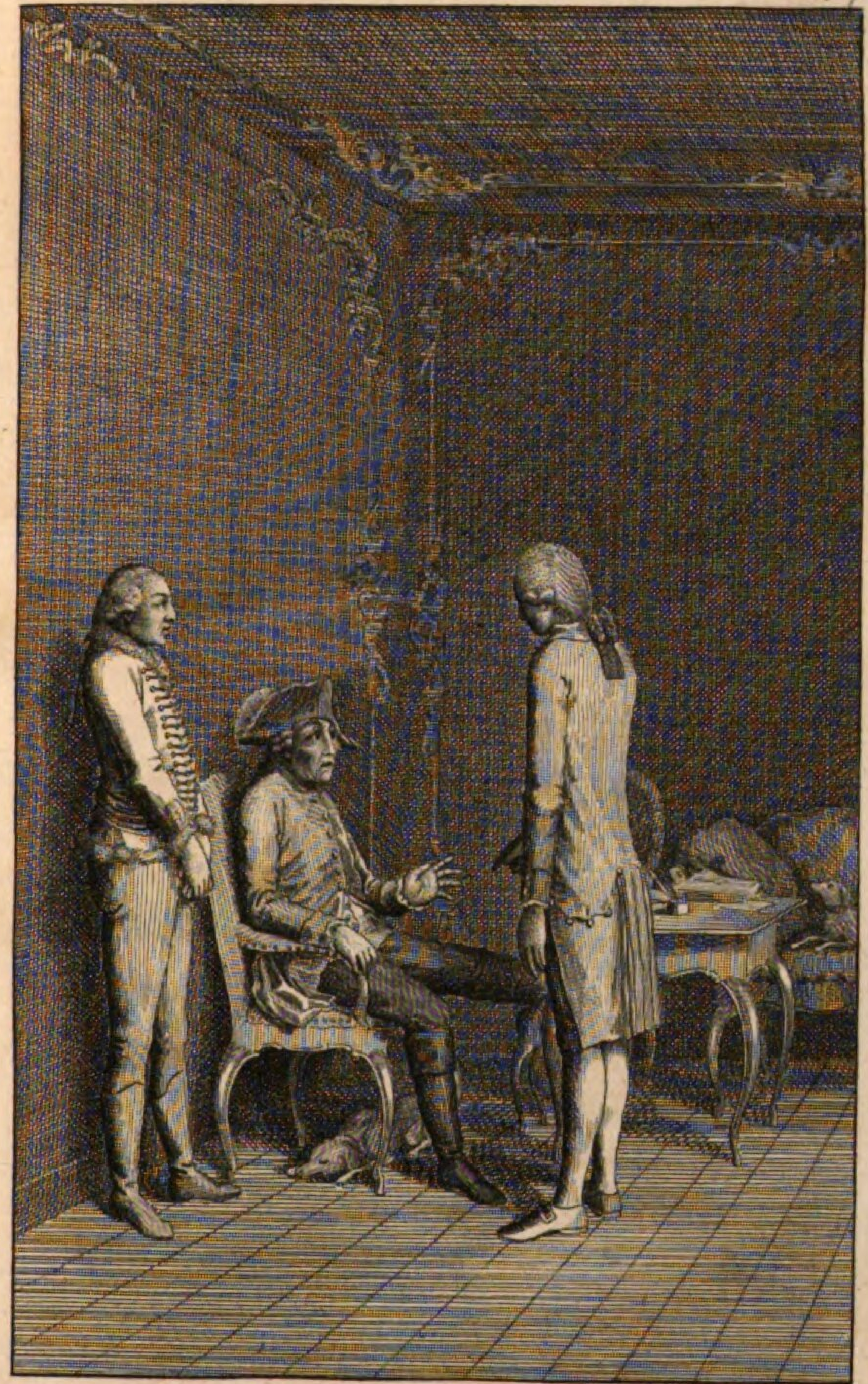
Tod, die eines solchen Geistes würdig waren; und einen Thronfolger, der seines großen Onkels Vorzüge als Prinz sich sehr muß eigen gemacht haben, da der Flor der Monarchie unter seiner Leitung so herrlich gedeiht.

Ich habe schon erwähnt, daß der König seinen körperlichen Zustand bei der lezten Revüe in Schlesien und bei den damals im Lande gemachten Reisen 1785 sehr verschlimmert hatte. Er kam zwar mit anscheinender Besserung nach Potsdam zurück, wurde aber im September durch neue Anfälle von dem dasigen Herbstmanöver abgehalten. Von nun an blieb er mehrere Monate hindurch biß zu seinem Tode, siech und der vortrefliche Arzt Selle, hatte das schwere Geschäft, ihn durch die Kunst sein trauriges Schicksal zu erleichtern.

Seines hoffnungslosen Zustandes aber ungeachtet, entzog er sich doch keinen Augenblick seinen Regierungsgeschäften. Zur Erholung soll er dann wohl bisweilen seine kostbaren Dosen seine Chrysopase, Banknoten, das Portefeville und das Papier, welches die Bestimmung seiner Handgelder enthielt, betrachtet haben; vielleicht vertheilte er sie im Geiste da und dort hin; sah er diese Dinge aber bloß zum Zeitvertreib,

treib, so war es der unschuldigste von der Welt, da ihm zum Flötenblasen schon lange Odem und Zähne und zum Dichten Feuer der Einbildungskraft fehlte. So schleppte er seinen wassersüchtigen Körper hinüber ins Jahr 1786, in welchem er iene freiwilligen Geschenke für sein Vaterland, mit einer Summe von viertbalb Millionen Thalern und mit erleichterten Getreidepreisen beschloß. Der Kampf seines Heldengeistes in einem Körper, den Alter und Arbeit so sehr geschwächt hatten, gab nun den lezten Stof zur Bewunderung des Mannes, der die gebildete Menschheit so oft in Erstaunen gesezt hatte. Seine Füsse schwollen stark an; er konte nicht mehr liegen, sondern muste, wegen Brustbeängstigung, fast immer vorwärts sizen. Am 17 April verlies er sein Schloß zu Potsdam und bezog Sanssouci, wo aber seine Brustbeschwerniß und Beingeschwulst immer zunahm. Friedrich, der Erleichterung suchte, schrieb im Junius an den berühmten Zimmermann „daß er etliche Wochen zu ihm kommen und seinen Gesundheitszustand beobachten möchte.„ Er kam, fand den König auf einem großen Lehnstuhl, auf seinem Kopf einen alten großen Hut, und auf diesem eine eben so alte weiße Feder:

Er



A.W. Küfner. del. et sc. 1788.

Sie finden hier einen sehr kranken Mann; aber die Wassersucht hab ich nicht.

Er war in ein Caßakin aus hellblauem Atlas gekleidet, das vorne herunter vom spanischen Toback gefärbt war. Er hatte Stiefeln an, und lehnte ein stark geschwollenes Bein auf ein Tabouret, das andere hing. Nach dem Empfangskomplimente sagte der König dem Arzte: „Sie sehen hier einen sehr kranken Mann, ich bin engbrüstig, aber die Wassersucht hab' ich nicht.„ Als sich nun Zimmermann von des Königs Krankheitszustande etwas genauer unterrichtete, fand er, daß derselbe noch wie vorhin gegen alle Arzneimittel äuserst eingenommen war, und daß seine Universal-Medizin in einem kleinen Pulver aus Rhabarber und Glaubersalz bestund. Zimmermann suchte hierauf mit Hülfe einer andern Arznei, die unter dem Nahmen: Löwenzahn berühmt ist, den Zustand des Monarchen zu verbessern; allein, wenn auch die Krankheit weniger mächtig gewesen wäre, so konte doch die Wirkung unmöglich von Dauer seyn, da Friedrich die Schwäche hatte, diese Arznei so wenig, als vorher eine andere anhaltend zu nehmen, noch auch von seiner wunderseltsamen Diät abzugehen. Der Mann, der so oft ein Muster in der Selbstverläugnung gewesen war, wollte sich selbst beim höchsten Grad der Wassersucht

serſucht nicht entbrechen, die unverdaulichſten und heiſeſten Speiſen zu eſſen. Nur eine ſeiner Mahlzeiten: Nachdem er an einem Morgen mit Zimmermann viel über den Werth der Diät gesprochen hatte, as er zu Mittag eine ſtarke Portion Suppe, aus den ſtärkſten und heiſeſten Dingen gepreſt, dazu noch immer einen großen Eßlöffelvoll von geſtoſenen Muſcatenblüten und Ingwer. Dann ein gutes Stück, nach rußiſcher Art, in Brandwein-gekochtes *Rindfleiſch*, hierauf ein heiſes italiäniſches Gerichte unter dem Titel Polenta, wobei die Ingredienzien waren türkiſcher Waizen, Parmeſanerkäſe, Knoblauchsſaft, Butter und eine aus Gewürz beſtehende Brühe; zum Schluß eine Aalpaſtete heiß und gewürzt, als wäre ſie in der Hölle gebacken. Jeden Morgen muſt' ihm der Küchenzettel gebracht werden, und nun ſtrich er weg und ſezte hinzu wonach ihn gelüſtete. Wenn ihn nun die peinigenden Folgen ſeiner Eßluſt melancholiſch gemacht hatten, dann brach er gewöhnlich in iene Ausdrüke aus, die er ſich noch unter ſeinen alten Soldaten angewöhnt hatte: ich altes Gerippe tauge nichts mehr! bin ein altes unbrauchbares Thier! u. d. g. Nach einer Anweſenheit von 17 Tagen wurde Zimmermann, mit

dem

dem sich der König oft vertraut über wichtige Gegenstände unterhalten hatte, von diesem mit den rührenden Worten beurlaubt: „Adjeu, mein lieber Herr Zimmermann! Vergessen Sie den guten alten Mann nicht, den Sie hier gesehen haben. Ich bitte alle Ihre Kranken um Verzeihung, daß ich Sie Ihrer Hülfe so lange beraubt habe.„

Da der hannövrische Arzt bei seiner Anwesenheit die Geschicklichkeit und Redlichkeit des Doctor Frize in Halberstadt sehr gepriesen hatte, so lies ihn der König sogleich zu sich kommen, nicht — um ihn selbst zu kuriren, sondern um die Inspection und Oberaufsicht über die Lazarete in Kriegszeiten demselben anzuvertrauen. Die Instruction, welche er ihm in den Worten gab „daß er mit unerbittlicher Strenge die Feldscheerer behandeln solte, die ihre Pflicht verabsäumen und das Leben so vieler Menschen Preis geben würden„ widerlegt nachdrücklich iene schändliche Calumnie, als habe Friedrich im 7iährigen Krieg den abscheulichen Befehl an die Wundärzte ertheilt: „alle die Soldaten umkommen zu lassen, welche auf eine solche Art verwundet wären, daß sie nach ihrer Heilung nicht mehr dienen könten;„ eine Calumnie, die schon

Bal-

Baldinger und Horn und noch neuerlich der Generalchirurgus Theden, in ihrer Abscheulichkeit dargestellt haben. Dieser Männer Aussage verdient die möglichste Glaubwürdigkeit, besonders wenn der lezte berichtet, „daß der König große Summen mit Freuden hergegeben habe, um seine Kranken und Bleßirten gut besorgt zu sehen und daß er immer langsame und folglich kostbarere Heilung, den schnellern Amputationen der Arme und Beine *vorgezogen* habe.„

Nach Zimmermanns Abreise *verschlimmerten* sich die Umstände des Königs immer mehr: da aber seine Natur einige Feuchtigkeiten ausstieß, so glaubte er seinen Tod wenigstens nicht so nahe als er wirklich war. Doch zweifelte er an seiner gänzlichen Genesung, welches iener rührende Brief beweiset, den er *an seine geliebte Schwester*, die verwittwete Herzogin von Braunschweig, noch sechs Tage vor seinem Tode also schrieb: „Meine verehrungswerthe Schwester! Der hannövrische Arzt hat mir nicht helfen können. Die Alten müssen den iungen Leuten Raum machen, damit iedes Menschenalter seinen Plaz findet; und wenn man recht überlegt, was das Leben ist, so ists nichts, als daß man seine Mitbürger sterben und gebohren werden sieht. In-

desſen

dessen befinde ich mich seit einigen Tagen ein wenig erleichtert. Mein Herz bleibt Ihnen unveränderlich ergeben, meine liebe Schwester! Mit der vollkommensten Hochachtung M. V. S. Ihr treuer Bruder und Diener Friedrich." — Welche tröstende Abschiedsworte, obgleich aus Schonung nicht in die Sprache des Abschiednehmens eingekleidet! — Herzberg, den der König während der lezten fünf Wochen seines Lebens täglich drei biß vier Stunden um sich hatte, bezeugt, daß obgleich die Geschwulst und seine Leiden mächtig überhand genommen und er Tage und Nächte auf dem Sessel zugebracht habe, dennoch nicht das geringste Zeichen von Schmerz für andere merklich geworden sey; vielmehr hab er ihn und andere seiner Gesellschafter immer auf das angenehmste und vertraulichste über die Zeitläufte, Literatur, Land- und Gartenbau unterhalten und als Regent folgende Lebensordnung beibehalten. Nachdem er Abends und Morgens die Depeschen seiner Gesandten, die Civil- und Militärberichte der Minister und Generale gelesen hatte, musten seine drei Kabinetssecretaire früh um 4 Uhr kommen. Diese frühere Stunde kündigte er ihnen, statt der ehemaligen sechsten, in den lezten Le-

benswochen also an: „Mein Zustand nöthigt mich, Ihnen diese Mühe zu machen, die für Sie nicht lange dauern wird. Mein Leben ist auf der Neige; die Zeit, die ich noch habe, muß ich benuzen; sie gehört nicht mir, sondern dem Staate.„ Diesen dictirte er alsdann die Befehle und Antworten auf iene unendliche Menge eingegangener Depeschen, Berichte, Bittschriften und Briefe mit einer Genauigkeit, die den kräftigen Mann, *nicht aber* Umständlichkeit des Greisen verriethen. War *zwischen* 7 *und* 8 Uhr diß Geschäfte geendigt, so lies er den Kommendanten von Potsdam, Generallieutenant von Rohdich, kommen und nach ihm seine Adjutanten, um ihnen die militärischen Ordres und was die Garnison ieden Tag thun sollte, mündlich vorzuschreiben. *Hatte er auf diese* Art seine königlichen Pflichten erfüllt, dann sah er auch auf einige Augenblicke den Arzt, um seinen Körperzustand zu besorgen. Hierauf beschäftigte ihn Lectüre und weil seine schwache Hand ganze Bände nicht mehr halten konnte, so lies er solche zerstückeln. Von 11 bis 12 Uhr musten gewöhnlich die Grafen Schwerin, Görz, Luchesini, Pinto und Herzberg seine Gesellschafter seyn, worauf er um 12 Uhr sein Mittagmahl

mahl ganz alleine einnahm. Nachmittags wurden die von seinen Kabinetssecretairen ausgefertigten Briefe von ihm wieder gelesen und unterschrieben. Von 5 bis 8 Uhr hatte er die ersterwähnten Gesellschafter wieder bei sich, nach deren Entfernung ihn entweder sein Vorleser mit den Werken des Cicero, Plutarchs u. a. unterhalten muste, oder er unterhielt sich selbst mit der Lectüre der eingelaufenen Depeschen. Diese Lebensart dauerte unabänderlich bis zum 15 August. Noch an eben diesem Tage dictirte er so richtig gedachte Depeschen, daß sie dem geübtesten Minister würden Ehre gemacht haben. Noch an diesem Tage ordnete er die Kriegsübungen an, welche die Besazung am folgenden anstellen sollte und unterschrieb noch am Abend, aber mit minderer Geistesgegenwart, zum leztenmal die Briefe.

Biß hieher hatte er an allem den lebhaftesten Antheil genommen, es mochte die Landeskultur oder Angelegenheiten der Armee betroffen haben. Da er 300 Schafe aus Spanien verschrieben hatte, so erwartete er mit Ungedult ihre Ankunft, „um einige von Sanssouci zu sich zum Besuch kommen zu lassen.„ Der 16te August war sein einziger Ruhetag auf Er-

den; der Tag, an dem er sich nicht mehr seiner Regierungsgeschäfte besinnen, nicht mehr die Parole ertheilen konte. Dieser lief ihm ab unter dem Wechsel von Bewustseyn, Schlummer und Sinnlosigkeit. Seine Brust war sehr beschwert und das Röcheln nahm zu. Nachts um 11 Uhr siegte die Besinnkraft nochmals über die Todesschauer. Er bemerkte in diesem Augenblicke, daß sein Hund von dem Stuhl gesprungen war, fragte, wo er sey? und befahl, ihn wieder auf denselben zu sezen und mit Küssen zu bedecken. Nach 1 Uhr sprach er noch verschiedenes, das aber schwer zu verstehen und mit Phantasien untermischt war, z. B. „nun ist mir wohl, nun will ich mich ordentlich niederlegen„ — und ohne convulsivische Bewegung ging Friedrich, in der vollen Würde seiner Seelengröße, wie er gelebt sich selber genug, einsam in den Tod, am 17 August, früh um 2 Uhr. So überläst der Vater am Abend nach vollendeter Arbeit, geräuschlos seine müden Glieder dem Schlaf. Hat auch ie ein Zeitalter allgemeiner mit so viel Rührung den Tod eines seiner großen Männer nachgesprochen, als das gegenwärtige vom Tode Friedrichs sprach? Der Leichnam wurde auf Befehl des neuen Königs

in die Gruft der Besazungskirche zu Potsdam mit derjenigen Feierlichkeit gebracht, wie sie Königswürde erheischte. Zwar hatte sich Friedrich selbst ein Grab, gerade dem Fenster seines Studierzimmers gegenüber, schon im Jahr 1744 ganz im Geheim wölben lassen, welches ihm das eigentliche Sans-Souci war und wo er seinen sorgenfreien Zustand einst zu finden hofte. Allein sein Thronfolger hielt es dem königlichen Hause für anständig, sein Gebein unter die Asche seiner Väter zu versezen.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Papst, Johann Georg Friedrich, 1754-1821

Leben Friedrichs II. Königs von Preussen Mit Kupfern

Bd.: 2,2

Nürnberg 1789

Bor. 307 d-1/2,2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10014944-0
VD18 80255531-001